

3. Jahrgang. • Heft 2. • Mai 1904.

# Oberschlesien

• • Zeitschrift zur Pflege • •  
der Kenntnis und Vertretung  
der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.

# Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Oberschlesische Dörfer vor fünfundsünfzig Jahren. Von Dr. E. Zivier, Pleß	69
Die Abstammung der deutschen Bevölkerung Schlesiens, ihre Sprache und Literatur. Von H. Hoffmann, Ratibor	76
Die Stadt Grottkau während des dreißigjährigen Krieges. Von J. L. Lehmann	94
Die erste schlesische Kunstausstellung zu Beuthen O.-S. Von Dr. Paul Knötel, Tarnowitz O.-S.	101
frommer Sinn. Von Max Niedurny, Orzesche	109
Dorfhochzeit. Von Max Niedurny, Orzesche	110
Der alte Rölling. Eine ober-schlesische Novelle von Paul Albers	111
Umschau. Oberschlesien im April 1904. Von B. B. Aprilwetter, Überschwemmung. Hilfe für die Überschwemmten. Sturm. Brände. — Frühlingsdelikatessen. — Börse, Handel und die politische Lage. — Eisenindustrie. Gründung einer Eisenhandels-gesellschaft. Allgemeine ober-schlesische Interessengemeinschaft. Erweiterung von Betriebseinrichtungen. Oberschlesische Eisenindustrie-Aktiengesellschaft in Gleiwitz. Oberschlesische Hütten- und Chemische Fabriken-Aktiengesellschaft. — Kohlenmarkt. Schlesiengrube. Neues Steinkohlenbergwerk in Knurów. Ottoschacht. Castellengogrube. Oheimgrube. Königin Luisegrube. Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb. Donnersmarckhütte. — Handschuhnahtschule in Ziegenhals. — Der Gewerbeverein Neisse beschäftigt in Ziegenhals die Holzschleiferei und Papierfabrik Gloger & Methner und die Sulfit-Cellulosefabrik. — Handel und Gewerbe. Handwerker-ausstellung in Falkenberg. — Oberschlesische Schmalspurbahn. Eisenbahnstrecke Leobschütz-Deutsch-Rasselwitz. Kleinbahn-Aktiengesellschaft Beuthen O.-S. — Schiffsverkehr auf der Oder. — Feldbestellung. Landwirtschaftliche Vereine. — Sängerbund in Beuthen. Singakademie in Ratibor. — Baukunst. Kirchbauten. — Auskunftsstelle Oppeln für ober-schlesische Volksunterhaltung. — Deutscher Ostmarkenverein. Deutscher Flottenverein. Kunst- und Altertumsverein Neisse. — Schulwesen. Ausstellung im Schulmuseum Gleiwitz. — Kommunales. Oberschlesische Wasserversorgung. — Besichtigungsreisen des Ober-Präsidenten Grafen Hedlitz-Trützschler. Ehrung des früheren Ober-Präsidenten. — Aus der Gesellschaft. Ernennungen, Versetzungen, Auszeichnungen	121
Bücherbesprechungen	134
Chronik	137

3. Jahrgang • Heft 2. • Mai 1904.

# Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und  
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint  
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).  
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.  
Einzeln Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und  
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung  
von Gebrüder Böhm, Kattowitz W.S.,  
entgegen.

## Oberschlesische Dörfer vor fünfundfünfzig Jahren.

Von

Dr. E. Zivier, Plesß.

**D**as bonmot, welches da besagt, daß die Luft auf dem Lande nur deswegen so gut sei, weil die Bauern nie ihre Fenster aufmachen, ist nicht in Oberschlesien entstanden und trifft nicht bloß dieses, es gilt auch heute noch für alle möglichen Gegenden. In Oberschlesien jedoch habe ich die wahr sein sollende Geschichte gehört von dem Arzte, der in ein Bauernhaus gerufen, vorerst mit dem dicken Knüttel, mit dem er ausging, die Fensterscheiben einzuschlagen pflegte, um so der frischen Luft Eingang in die Hütte zu verschaffen. Wenn also auch heute noch die hygienischen Verhältnisse, unter denen der Bauer überhaupt, und somit auch der obereschlesische, aus Unkenntnis eines besseren wohnt, nicht die besten sind, so sollen die nachstehenden Zeilen zeigen, wie rückständig diese Verhältnisse hier zu Lande vor fünfundfünfzig Jahren gewesen sind, in welchem Elend der obereschlesische Bauer vor einem halben Jahrhundert sein Dasein gefristet hat.

Die Schilderung entnehme ich einem im Jahre 1850 verfaßten Bericht des Vorstehers des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg, J. H. Wichern, den dieser den Ministerien des Kultus, des Innern und der Finanzen eingereicht hat, als er mit seiner im Auftrage der genannten Ministerien

ausgeführten Reise durch Oberschlesien fertig war, und auf Grund seiner Eindrücke und Erfahrungen seine Vorschläge zur Besserung der Verhältnisse der zahlreichen oberschlesischen Waisen unterbreitete, welche die vorangegangene Typhusepidemie hier zurückgelassen hatte. Bekanntlich war es diese Typhusepidemie, die das Augenmerk der ganzen Welt auf Oberschlesien gelenkt und der Oberschlesien es zu verdanken hat, wenn der Staat seit dieser Zeit ihm eine dankbar anzuerkennende Fürsorge zuwendet. U. a. war dem erwähnten J. H. Wichern am 26. Dezember 1843 von den Ministern von Ladenberg, von Mannteuffel und von Rabe der Auftrag zuteil geworden: „die im Rybniker Kreise gelegenen drei Domänen-Vorwerke Poppelau, Birtultau und Chwallowitz zu besichtigen und über deren Verwendung zur Errichtung einer Waisen-Erziehungsanstalt behufs definitiver Organisation der oberschlesischen Typhuswaisen einen den vorliegenden Verhältnissen angepassten Plan vorzulegen.“

Wichern hat sich der ehrenvollen Aufgabe mit großem Eifer und eingehender Gründlichkeit unterzogen. Aus seinem umfangreichen Elaborat soll hier jedoch nur die Schilderung der oberschlesischen ländlichen Verhältnisse herausgegriffen werden, wie sie dem vorurteilsfreien und vorzüglich beobachtenden Vorsteher des Rauhen Hauses sich aufgedrängt haben.

Nachdem Wichern über seine Verhandlungen in Berlin und dann in Breslau mit dem Oberpräsidenten von Schlesien, über eine Konferenz mit dem Fürstbischof berichtet, erzählt er, wie er sich nach Oberschlesien begab:

„So reiste ich am 17. Februar (des Jahres 1850) nach Oppeln, teils um dort mit den bisherigen Kommissarien, den Herren Regierungsräten von Gronefeld und Bougedain (welcher letztere aber krank war), zu sprechen, teils um nach Anordnung des Herrn Oberpräsidenten von dort aus die Reise gemeinschaftlich mit Herrn Regierungsrat von Jeeke zu machen, namentlich behufs der Besichtigung der drei Domänen-Vorwerke. Wir kamen noch am 17. Februar nach Ratibor und besahen dort die beiden Waisenhäuser, je für Knaben und Mädchen.“ Hierauf schildert der Referent in eingehender Weise die Ratiborer Waisenhäuser, hebt eine Konferenz hervor, die er mit dem Ratiborer Kanonikus Heyde, einem guten Kenner der oberschlesischen Verhältnisse, hatte, und beschreibt dann die Waisenhäuser in Rauden, die er gleichfalls besuchte, um dann fortzufahren:

„Von Rauden fuhren wir am 19. nach Rybnik, von wo aus die drei Domänen-Vorwerke zu besichtigen und die betreffenden Konferenzen wegen Benutzung derselben abzuhalten waren, weswegen wir, der Herr Regierungsrat von Jeeke und der Unterzeichnete, den 19. und 20. Februar verblieben . . .

Die Besichtigung der drei Vorwerke, die uns mitten ins Land führten, benutzten wir, das Innere mehrerer polnischer Dörfer, jedesmal unter



Begleitung des Schulzen, genauer kennen zu lernen. Die bei dieser Gelegenheit und nachher noch an anderen Stellen angestellten Beobachtungen bestätigten mir die in den Jahren 1848 und 1849 bei gleichen Wanderungen in noch andere Gegenden jener Kreise gemachten Erfahrungen über den Zustand der dortigen Landbevölkerung nur allzusehr. Bei der Entscheidung über die definitive Organisation der vorliegenden Waisensache kann die durch die genauere Einsicht in diese Verhältnisse gewonnene Überzeugung nicht wirkungslos sein. Ich erlaube mir deshalb, an dieser Stelle einiges aus dem Bereich dieser Beobachtungen hinzuzufügen.

Der Zustand desjenigen großen Theils der dortigen Bevölkerung, welchen wir hier vor Augen haben, ist ein mehr als beklagenswerter; seine baldigste Abhilfe wird Gewissenssache, und wer davon weiß, darf nicht darüber schweigen. Offenbar ist diese Wechselwirkung zwischen der physischen und materiellen und sittlichen Noth die Erzeugerin der dumpfen Gleichgültigkeit und Apathie geworden, in welcher jene große Teil der dortigen Bevölkerung seine Lage erträgt. Er fühlt es nicht mehr oder noch nicht, daß er sich an den äußersten Grenzen der civilisirten Menschheit befindet. Die Dürftigkeit und Armut des großen Theils einer Bevölkerung und die Entblößung desselben von allen Bedürfnissen außer denjenigen letzten, mit deren Aufgeben das Menschliche ins Tierische übergehen würde — wenn sie auch anderer Orten in gleichem Maße vorhanden wären — kann in solchem Umfange schwerlich einen höheren Grad erreichen; in einem der Akten wird von dortigen, durch das Gesetz vorgeschriebenen, aber bis dahin noch nicht erfolgten Einrichtungen von Armenverbänden gehandelt, und bei dieser Gelegenheit das Wort gebraucht, daß diese Armenverbände nicht zustande zu bringen seien, wenn sie nicht Verbände von Armen statt für Arme sein sollten. Dies Wort wird sich für jeden, der diese Gegenden persönlich und im einzelnen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, als nur zu richtig herausstellen. Der Bettel, namentlich auch von Kindern, scheint dort allgemein. Es gibt für so viele derselben kein anderes Mittel des Durchkommens. Das Dorf Niedobschütz gehört mit zu den besseren, wie alle Dominialdörfer, der dortige Schulze ist einer der tüchtigsten und wirksamsten Männer seines Berufs. Wir betraten in Niedobschütz die erste Hütte am Wege; bei einem lüderlichen Menschen wohnen vier halbverwaiste Kinder; wovon drei Mädchen von sechs, acht und elf Jahren zu einer Zeit, wo weite Strecken noch mit Schnee und Eis bedeckt sind, alle drei barfuß und in bloßen Hemden vor uns stehen. Die Wohnung gleicht mehr einer Höhle, als einer Hütte, ein jämmerliches Holzgestell mit einigen Lumpen ist das Bett; einige erfrorene Kartoffeln auf dem lauwarmen Ofenherd — sie sollten getrocknet und erwärmt werden, um als Speise zu dienen —. Es war Nachmittag,

noch hatten an dem Tage alle noch nichts genossen. Die Kinder zitterten vor Frost. Sie sind auf den Bettel angewiesen. — In dem kleinen Dorfe sind 15 Familien, die sich durch Bettel durchbringen müssen; die Gemeinde ist außerstande, sie anders zu erhalten. Dieser Fall ist keineswegs nur ein isolierter. Auch wo die Leute nicht zu den lüderlichen gehören, findet sich dergleichen nur zu häufig. Welches Elend haben wir in Poppelau und Birtultau, zwei Dominial-Dörfern, die schon als solche nicht die schlechtesten sind, gesehen. Hier eine Mutter, barfuß mit fünf Kindern, nur mit einem elenden Hemd bekleidet, sie leben vom Bettel; bei ihnen eine alte Großmutter — erhält sich vom Bettel —; daneben eine nur durch Waten im Mist erreichbare Hütte, darin eine Mutter mit elenden Kindern, sie alle leben vom Bettel —; nicht weit davon ein blinder Mann, den ein Reichstaler 20 Silbergroschen Grundzins schwer drückt — die Zahlung ist ihm erlassen — er lebt vom Bettel —; nicht weit davon eine Mutter mit zwei halbwaissen Kindern, eins derselben hat sie aus dem Waisenhause zurück erhalten, weil dasselbe — ein Mädchen — in der Anstalt nicht zu halten gewesen und stets aufs neue entlaufen war, erst 10 Jahre alt; die Mutter hat es nun in den Dienst gegeben. Im Hause ist kein Brot, keine Kartoffel; sie hat noch ein Kindchen — das treibt sich mit der Mutter bettelnd umher. — Dort ein 40jähriger Schuster mit fünf Söhnen, von denen der älteste nächstes Jahr militärpflichtig ist, ein sechstes Kind steht nächstens in Aussicht; die Wohnung gleicht wahrlich keiner menschlichen Behausung — dunkel, schmutzig, voll eckler Luft, die sämtlichen Jungen liegen beim Vater und helfen sich, wie alle ihresgleichen; der Vater lebt mit seinem Geschäft vom Tauschhandel; gegenüber unter demselben Dache ein robuster Mann, der zu Hause sitzt — ein Weib, mit wenig mehr als einem Hemd bekleidet — eine Reihe kleinerer und größerer Kinder alle nur in Hemden — ein sechsjähriges Kind vollständig nackt, sitzt auf der Ofenbank in seinem Unrat. Daneben eine sogenannte Kuh in unmittelbarer Gemeinschaft mit dem Menschen, nur durch einhalb Fuß hohes Brett von diesem getrennt, — ohne Stroh den Mist werfend — auf dem Ofenherd die Mittagskost lediglich in Kohlstengeln bestehend. Weiter ein Mann, der 11 Morgen Land besitzt — bekümmert um ein Kind, dem der heruntergestürzte Schornstein den Kopf zerschlagen, er bittet um Stundung für die zu zahlenden Steuern, — seine Kühe hat er verkauft — von seinen 11 Morgen hat er wieder einige an einen Anlieger vermietet. — Der Einlieger logiert in einer sogenannten Kammer zusammen mit zwei Pferden à 19 Jahre alt.

Wiederum ein Wirt mit 12 Morgen Land, die ihm von einem dismembrierten Stücke von 62 Morgen übrig geblieben, sein Vieh hat er

verkauft. Das Dach ist ihm zusammengefallen, zur Ausbesserung fehlen ihm die Mittel; vielleicht ist das Haus heute schon eine Ruine, wie ich deren in den Jahren 1848 und 1849 anderswo mehr gesehen, von denen man es hätte für unmöglich halten sollen, daß Menschen darin wohnen können; jener Mann und die Frau gehören übrigens nicht zusammen, die Frau hat ihren rechten Mann davongejagt. Jene Halbwaise, jetzt bei einem Einlieger, hat den Vater im Typhus verloren; derselbe starb im Gemeindearrest am Typhus. Das Kind kam ins Waisenhaus, dann kehrte es zu der am Leben gebliebenen Mutter zurück. Danach aber stirbt die Mutter. Jetzt ist es bei diesem, ihm blutverwandten Einlieger, einem Branntweintrinker, der faul und lüderlich lebt, den Tag angeblich 1 Silbergroßchen 4 Pfennige verdient, wovon er sich und seine Frau ernähren muß, so daß er für das Kind (die Halbwaise) nichts übrig hat. Das Kind muß sich durch Bettel erhalten. Der geringe Verdienst von 1 Silbergroßchen 4 Pfennige veranlaßte eine weitere Nachfrage beim Dorfschulzen, dem Pächter, dem Amtsdienner. Das Ergebnis ist, daß der A. N. erst morgens 9 Uhr an die Arbeit geht, die er mittags 11 Uhr verläßt; von 11 bis 2 Uhr hält er Mittag, um 2 Uhr geht er wieder in die Scheune zum Dreschen, von der er um 4 oder 5 Uhr, je wie es dunkel wird, wieder zurückkehrt. Dann geht er ins Bett und ist am anderen Morgen um 9 Uhr wieder an der Arbeit. So verdient er nur 1 Silbergroßchen 4 Pfennige. Die Geschichte würde nicht erzählt sein, wenn ich nicht hinzufügen wollte, 1. daß dieser Drescher ein Typus so vieler Arbeiter ist, über die so viele Klagen von Gutsherren und Pächtern zu hören sind, und 2. daß aus diesem Exempel erhellt, wie es manchem der halbwaisen Kinder ergeht. Welches Los dieser Kinder würde an den Tag kommen, wenn es möglich wäre, all den bettelnden und sich umhertreibenden Waisen nachzugehen, von denen zum Beispiel der Herr Kaplan Cosmely in Nicolai erzählte. Es werden weiter unten noch einige Beispiele davon vorkommen. Ich kann umsomehr aufhören, solche Einzelheiten aufzuzeichnen, da ich auf den Kommissionsbericht vom September 1848 verweisen darf, der eine ganze Reihe solcher ähnlichen und gleichen Fälle, die zeigen, wie diese oberchlesischen Hausstände beschaffen sind, aufführt. Das Bild vervollständigt sich aber, wenn Tatsachen, wie die über den mangelhaften Schulbesuch, hinzugenommen werden. Ich will die vom Herrn Schulinspektor Weckert beispielsweise angeführten statistischen Data hier nicht im einzelnen erwähnen, weil ich in den Zahlen irren könnte. Herr Pastor Clair in Plesß sprach zu mir von den polnischen evangelischen Konfirmanden d. J., deren er ca. 86 hat, die sich aus dem ganzen Kreise Plesß, d. h. seiner ihm gehörigen Diözese von ca. 19 Quadratmeilen, zur Fastenzeit um ihn sammeln



und zu diesem Zwecke nach Pleß reisen müssen, wo sie bis zur erfolgten Konfirmation von einzelnen Bürgern beherbergt werden. Höchstens  $\frac{1}{3}$  derselben, also 30 davon, können notdürftig lesen, von der biblischen Geschichte wissen die wenigsten etwas; ca. 60 können nicht lesen und noch viel weniger ist mehr als das zu erwarten. Ebenso war es im Jahre 1849. Der 6—8 wöchentliche Konfirmandenunterricht ist für dieselben die erste und letzte Schule! Ähnliche, wenn auch nicht gleich grelle Züge über den Schulbesuch hörte ich auch anderwärts in jenen Gegenden. Aber wie ist das anders möglich bei diesem Stumpfsinn und Bettelgeist und auch — bei den oft so weiten Schulwegen. Die von uns im Inneren der Kreise zurückgelegten Wege sind im Winter für Kinder (und nicht bloß für Kinder) schlechterdings unpassierbar; das Kind müßte im Winter das Haus am Morgen im Finstern verlassen und im Finstern zurückkehren und würde auf dem Wege selbst oft in Gefahr geraten. So hocken sie im Winter auf der Ofenbank und viele von ihnen gehen betteln; im Sommer aber gehen sie aufs Kühehüten. Ich habe im Jahre 1849 z. B. in der Nähe von Pleß 18 Viehhütende Kinder auf einem Haufen gezählt, die, wie in einem Knäuel zusammengewickelt, im nassen Grase gelagert waren. Zweifelsohne gibt es Gegenden und Dörfer, auf welche diese Schilderungen nicht passen. Manches neue stattliche Schulhaus mitten im Dorfe macht von vornherein glaublich, daß es besucht wird, aber ebenso gewiß passen diese Schilderungen auf andere Gegenden, wenn nicht die verschiedensten völlig unabhängig von einander erhaltenen Nachrichten auf erklärbarer Täuschung beruhen, wie das nicht der Fall sein wird. Dazu paßt denn wohl die Beschreibung mancher Dörfer, die ich wiederholt als solche habe nennen gehört, in denen die sittliche Verwilderung nahe daran ist, den höchsten Grad erreicht zu haben. Die Indolenz eines Theiles der Bevölkerung gibt sich auch darin kund, daß es gar nicht so selten sein soll, wie die verschiedensten Zungen ausagen, daß Bauern von ihren 50—80 Morgen umfassenden Besitz einen verhältnismäßigen großen Teil gar nie bebauen, sondern wüßt liegen lassen zur ewigen Brache — ein Faktum, das nicht durch das andere, daß es hier und dort blühende Dörfer gibt, wo dergleichen nicht vorkommt, aufgehoben wird.

Wenn sich in der übrigen civilisirten gegenwärtigen Welt die allgemeine Noth aus dem Juviel der wirklichen oder künstlich hervorgebrachten und gesteigerten Bedürfnisse erzeugt und namentlich die unteren Klassen durch die unerfüllbaren Ansprüche in sittliches und materielles Elend geraten, so ist das reine Gegenteil in diesen Landstrichen Oberschlesiens der Fall, wo die Landbevölkerung — denn von dieser ist hier vornehmlich die Rede — auf ein solches äußerstes Minimum der Bedürfnisse sich beschränkt, daß es nur des geringsten Stockens in der kurzen Produktion bedarf, um die



ganze Bevölkerung plötzlich ins Elend zu stürzen. Brot habe ich dort in keiner der polnischen Hütten gefunden, selbst nicht einmal das elende Surrogat des Brots, Kuchen, die sie gewöhnlich aus Kartoffeln und geschrotetem Korn, selten aus dem letzteren allein, das sie auf ihren Handmühlen mahlen, bereiten, noch viel seltener findet sich Fleisch. Alles lebt von Sauerkraut und Kartoffeln. Auf diese beiden Artikel reduziert sich das ganze Bedürfnis. Mißrät die eine oder andere dieser Früchte — und wie leicht und bald kann dies geschehen — so ist die Not unausbleiblich da, und zwar ganz allgemein; während in diesen Äckern z. B. die Unterrüben (Steckrüben) und Mohrrüben vortrefflich gedeihen (ich habe sie dort auf den Feldern und in den Vorratskammern von Gutsbesitzern so schön wie nur irgendwo in unseren Gegenden gesehen), so fällt es doch keinem der kleinen Landbesitzer und sogenannten Gärtner ein, diese Frucht zu erzielen, welche z. B. die teilweise Mißernte in Kartoffeln ersetzen könnte u. s. f. Ich weiß Stellen, auf denen man aufs angelegentlichste versucht hat, kleine Landbesitzer zur Ansaat von Mohrrüben zu veranlassen, aber vollkommen ohne Erfolg. Worin auch diese Indolenz ihren tieferen, sittlichen, geschichtlichen und sozialen Grund haben mag, sie ist vorhanden, und es muß versucht werden, sie zu überwinden; so vielseitig auch die auf der Bevölkerung ruhende sittliche und materielle Not erklärt werden mag, es wird jede Gelegenheit ergriffen werden müssen, die sich bietet, um von irgend einem Punkt aus den ersten ernststen Angriff auf sie zu machen. Und daß bei der definitiven Organisation der Waisenangelegenheit vielen Tausenden von Kindern in wenigen Kreisen sich eine solche Gelegenheit bietet, wird keines Beweises bedürfen; daß sie zum Besten des Ganzen benutzt werde, scheint eine Forderung, die der sich stellen muß, der einen solchen Vorschlag aufzustellen und zu motivieren hat. Deswegen habe ich es auch nicht für zweckwidrig gehalten, eine solche weitere Exposition über den Zustand der Bevölkerung hier, wenn auch nur in sehr allgemeinen Zügen, die der unbestreitbaren Wirklichkeit entnommen werden, einzufügen. Freilich darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß auch schöne Tugenden und nicht ungewöhnliche Fähigkeiten unter diesem Schutt verborgen liegen und sich zum Teil bewähren. Ich rechne dahin die Treue gegen die Obrigkeit in Leistung der von ihr geforderten Pflichten. Es ist wirklich einzig und gehört jedenfalls mit zu den charakteristischen Zügen im Volkscharakter, wie die ärmeren Leute z. B. mit wahrhaft rührender Treue bemüht sind, die sie betreffenden Steuern, die ihnen oft so schwer fallen, aufzubringen. Leider aber soll durch die Ereignisse der letzten Jahre auch hier das Band der Zucht nach anderen Seiten hin hier und da schon wesentlich gelockert sein. Sodann ist die Treue gegen die Kirche und die

von ihr auferlegten Pflichten des Kultus zu nennen. Was die intellektuellen, sittlichen und technischen Fähigkeiten betrifft, so ist auf die Erfahrungen solcher Waisenanstalten zu verweisen, in welchem der sittlichen und intellektuellen Pflege ihr Recht geworden ist; hier hat sich die so behandelte und gepflegte Jugend sehr bald als eine reich befähigte, für Liebe und Dankbarkeit empfängliche, im Technischen und in allen Handarbeiten sehr gelehrige gezeigt und dabei einen Frohsinn und eine Munterkeit des Geistes, eine Lust und Liebe zur Arbeit, einen Sinn für Ordnung und Reinlichkeit entwickelt, wie dergleichen nur in der deutschredenden Bevölkerung des Vaterlandes vorkommen mag. In diesem allen liegt eine um so stärkere Aufforderung, diesen im Volke ruhenden geistigen Schatz zu heben, das noch vorhandene Gute zu schützen und vor Untergang zu sichern und durch die Entwicklung höherer sittlicher Kräfte einen neuen Quell des veredelten geistigen und materiellen Lebens in diesem Volke zu eröffnen, — so wie eine Bürgschaft, daß ein energischer Versuch, den tief gewurzelten Nothstand zu heben, nicht ohne Erfolg bleiben wird. —

In der hier eingeflochtenen längeren Auseinandersetzung, zu welcher in dem historischen Berichte hier die geeignetste Stelle war, liegen zugleich die Motive angedeutet, welche bei der definitiven Organisation der Waisenanangelegenheit auffordern, sowohl alle Kraft auf die sittliche spezielle Pflege der jüngsten Kinder zu verwenden, um in ihnen die Wurzel der indolenten Natur zu tilgen, als auch mit weiter gehendem Blicke in die Zukunft Maßregeln ins Leben zu rufen, durch welche dem landwirtschaftlichen Betrieb ein neuer Impuls gegeben wird, was alles freilich nicht durch bloß vorübergehende Einrichtungen ermöglicht werden kann, weshalb eine *a n d a u e r n d e*, vielseitige Geisteskraft dem Lande gleichsam eingepflanzt werden muß.

## **Die Abstammung der deutschen Bevölkerung Schlesiens, ihre Sprache und Literatur.**

Von

H. Hoffmann, Ratibor.



Schlesien gehörte bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zu dem großen Polenreiche. Im Jahre 1163 aber ging es, von Boleslaus IV. als Erbfindung überwiesen, an dessen Neffen, die Söhne seines vertriebenen Bruders Wladyslaw II. über, wurde somit unabhängiger von Polen, bis es beim Tode Meskos des Alten von Polen 1202 unter dem schlesischen Herzogsgeschlecht der Piasten ganz

frei von polnischer Oberherrschaft wurde. Der Umstand nun, daß die schlesischen Herzöge vorzugsweise Ehen mit Frauen aus deutschen fürstenthäusern eingingen, brachte es mit sich, daß deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Kultur in Schlesien bekannt wurde und daß das Verlangen der Herzöge, den deutschen Einfluß auf ihre slavischen Untertanen zu mehren, sie deutsche Einwanderer nach der schlesischen Ostmark berufen ließ. Als Begründer der Germanisierung Schlesiens verdienen Boleslav I. und sein Sohn Heinrich XI., der Gemahl der heiligen Hedwig, erwähnt zu werden.

Die Landesherren waren bestrebt, den Eingewanderten das Einleben in die fremden Verhältnisse möglichst leicht zu machen. So blieben diese Jahre hindurch von Abgaben befreit; man gab den Neugründungen, aber auch den zum überwiegenden Teil von Deutschen bewohnten Städten die Erlaubnis, nach deutschem Rechte zu verfahren, wie auch die Ortsverfassung insofern der in deutschen Gegenden üblichen angeglichen wurde, als sie sich zu einer Art Selbstverwaltung unter einem Dorfschulzen gestaltete. Erst allmählich erhielten auch polnische Dörfer die den deutschen gewährten Rechte. Aus Dörfern entwickelten sich bei zunehmender Erweiterung Städte; beispielsweise war Breslau bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts hin noch Dorf, während Goldberg und Neumarkt schon früher als Städte genannt werden. Nicht selten kam es aber auch vor, daß aus irgend welchen Gründen, sei es wegen ungünstiger natürlicher Lage, sei es aus dem Verlangen nach Änderung von den slavischen Bewohnern heraus, die Eingewanderten ihre erste Wohnstätte verließen und dicht daneben eine Neugründung unter gleicher Besserung vornahmen. Wuchs sich diese in eine Stadt aus, so wurde der ursprüngliche, Dorf gebliebene Ort durch Vorsetzung des Wortes „Alt-“ bezeichnet (Alt-Jauer, Alt-Gleiwitz), oder, falls auch die Urgemeinde Stadtrechte erlangt hatte, erhielt sie zum Unterschiede von der neuen Gründung den Zunamen „Altstadt“ (Altstadt Lüben, Neisse). Wo jedoch neben dem slavischen Dorfe ein deutsches Dorf entstand, nahm dieses das Wort „Groß“ vor seinen Namen, während jenes durch Vorsetzen von „Wenigen“, das später in „Klein“ überging, unterschieden wurde. (Groß-Peterwitz, Wenigen oder Klein-Peterwitz).

Von der Kirche und ihren höchsten Dienern in Schlesien den Deutschen auferlegte drückende Abgaben ließen vielen mit der Zeit die Zuwanderung leid werden, ja manche entschlossen sich zur Rückkehr in ihre Heimat. Da somit das Kolonisationswerk in Schlesien gefährdet erschien, setzte der hierbei in Mitleidenschaft gezogene Herzog Heinrich I. eine den Deutschen günstige Entscheidung beim Papste durch. Noch andere den Deutschen gewährte Erleichterungen, sowie die höhere Bemessung des Einkommens der deutschen



Pfarrer gegenüber ihren polnischen Amtsbrüdern, brachten den Deutschen nicht nur den Neid der polnischen Bevölkerung ein, sondern schaffte letzteren auch noch im polnischen Klerus Führer für den Kampf gegen ein weiteres Vordringen des Deutschtums. Die Folge davon mußte ein langsamerer Fortschritt in der Ausbreitung des Deutschtums in Schlesiens vom Ende des 13. Jahrhunderts ab sein. Bis zu dieser Zeit waren die Städte Mittel- und Niederschlesiens auf der linken Oderseite überwiegend, die am Gebirge vom Queis bis Leobschütz hin fast ganz deutsch. Selbst in Ratibor werden im Jahre 1293 deutsche und biblische Kaufmannsnamen verzeichnet. Bei weitem nicht so günstig zeigten sich die Verhältnisse auf dem Lande. Völlig deutsche Gegenden fehlten ganz; nur mehr oder weniger gemischt traten beide, Deutsche und Slaven, hier auf, so jedoch, daß ganz deutsche Kolonistendörfer neben rein polnischen Ortschaften vorkamen.

Hatte das Deutschtum gegen das Jahr 1300 bis hin zur Lohe Wurzel gefaßt, so war es Aufgabe der Folgezeit, die Sprachgrenze allmählich weiter nach Osten auf die rechte Oderseite zu verlegen. Die vorhin genannten hemmenden Kräfte taten das Ihre, um so viel als möglich diese Absicht zu vereiteln, so daß lange die Ohle Grenzfluß zwischen Deutsch und Slavisch blieb, auch auf der rechten Oderseite ein Fortschreiten deutscher Kultur über die Trebnitzer Gegend hinaus für geraume Zeit sich als aussichtslos erwies. Im beginnenden 16. Jahrhundert läßt Bartholomäus Stein in seinem als erste Geographie von Schlesiens anzusprechenden Buche (Beschreibung von gesamt Schlesiens) die Oder und die Neiße die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Slaven bilden, obgleich damals auf der linken Oderseite, im jetzigen Mittelschlesiens, noch das Polnische, über der Neiße im Westen von Leobschütz aber das Deutsche stark vertreten war. 1613 geschieht durch Nikolaus Kessel (*Silesiographia*) der Tatsache Erwähnung, daß, obgleich jenseits der Oder ganze Städte und viele Dörfer am Polnischen verblieben, auch diesseits in einem kleinen Teile noch böhmisch gesprochen wurde, dennoch der Gebrauch der deutschen Sprache in Schlesiens überwiege. Daß im 17. Jahrhundert aber das gelehrte Schlesiens bereits die führende Rolle in der damaligen Literaturbewegung hatte, zeugt, wie Weinhold treffend bemerkt, von der Bedeutung Schlesiens als deutsches Kulturland.

Mit der Abtrennung Schlesiens von der österreichischen Herrschaft setzte die weitere Verdeutschung Schlesiens unter preußischem Regiment kräftiger ein. Schon 1756 wurde in der Erkenntnis von der Wichtigkeit der Schule für die Germanisierung des Landes verfügt, daß alle Lehrer Oberschlesiens des Deutschen mächtig sein mußten, ein Verlangen, das damals und lange Zeit darnach noch unerfüllbar war. Nach dem siebenjährigen Kriege

richtete Friedrich der Große sein Augenmerk auf die Hebung der Schulen seines Landes. 1765 trat das für die Römisch-Katholischen in Städten und Dörfern des souveränen Herzogtums Schlesien und der Grafschaft Glatz vom Abt selbiger entworfene General-Landschul-Reglement in Kraft, in dem u. a. bestimmt wurde, daß jeder Lehrer, der in polnischen Gegenden Anstellung erlangen wolle, der deutschen wie der polnischen Sprache mächtig sein müsse. Trotz aller derartigen Bestimmungen blieb es, wie gesagt, besonders in Oberschlesien lange noch bei den bis dahin bestandenen unzulänglichen Zuständen, und mochte selbst der Minister verfügen, daß „keine Weibsperson eher heiraten, kein Kerl eher Wirt oder Bauer werden dürfe, bevor sie nicht deutsch können“ — die Saumseligkeit mancher Behörden und der Widerwille der Schulpatrone und Gemeinden gegen vermehrte Geldaufwendungen zu Bildungszwecken arbeiteten den besten Absichten der Regierung zuwider. Erst als am Anfange des 19. Jahrhunderts Oppeln Sitz einer Regierung wurde, als ferner der sich mächtig entwickelnde Bergbau und Hüttenbetrieb deutsche Beamte in beträchtlicher Zahl nach Oberschlesien führte, da lernten auch da die auf den Verkehr mit den Vorgesetzten und Wohlhabenderen angewiesenen niederen Volkskreise der Arbeiter und kleinen Gewerbetreibenden die Vorzüge der Kenntnis der deutschen Sprache schätzen. Von der Zähigkeit aber, mit der die Polen in Schlesien an ihrem Besitz und ihrer Sprache festhielten, bekommt man einen Begriff, wenn man erfährt, daß bis 1840 im Grünberger Kreise Polen noch in einzelnen gegen die Provinz Posen hin gelegenen Dörfern wohnten, im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts noch polnische Dörfer um Breslau (z. B. Kattern) genannt werden, und daß in Ohlau bis 1818 noch polnisch gepredigt wurde. Im Jahre 1837 wurden in Schlesien noch über eine halbe Million Polen, etwa 11 000 Mähren und fast ebensoviele Tschechen amtlich festgestellt, und diese Zahlen sind in der Folge nicht etwa zurückgegangen, sondern aus verschiedenen Gründen sogar gewachsen.

Handelt es sich um Beantwortung der Frage nach der Herkunft, der Abstammung der vor Zeiten nach Schlesien eingewanderten Deutschen, so kann man leider mit urkundlich festgelegten Nachweisen nicht aufwarten. Man ist vielmehr auf Schlüsse und Vermutungen angewiesen, die sich aus dem Vergleiche der schlesischen Mundart mit der Redeweise anderer deutschen Stämme und aus Angaben über hier wie da vorkommende Ortsnamen, bestehende Sitten und Gebräuche ergeben.<sup>1)</sup>

Man hat früher der Annahme zugeneigt, daß der Gebrauch der fränkischen und flämischen Hufe als Maßbestimmung auch in Schlesien

<sup>1)</sup> Nach Weinhold, Die Verbreitung und die Herrschaft der Deutschen in Schlesien.

(nach fränkischer Hufe, etwa 140—150 Morgen umfassend, wurde bei der Auflassung von Wald und schwer urbar zu machendem Boden, nach der kleineren flämischen bei der Zumeßung von Baugrund und leichter zu behandelndem Boden gerechnet) einen Anhalt für den Heimatsnachweis der sich hier ansässig gemachten Deutschen bieten würde. Mit Unrecht; denn wenn diese Maße auch von fränkischen und holländischen Besiedlern aus ihrer Heimat mitgebracht wurden, so sind sie außer in Schlesiens doch auch im Meißner Lande, in Böhmen und Mähren, in Ländern mit nachweisbarer mittel- und niederdeutscher Einwanderung bekannt, so jedoch, daß hier nach fränkischer Hufe in von Franken gegründeten, nach flämischer in von Niederdeutschen angelegten Orten gemessen wurde. In Schlesiens hingegen entspricht (nach Waitz) die fränkische Hufe der deutschen Königshufe (34—40 Morgen), dem Maße, nach welchem vom Landesherrn überlassener Grund vermessen wurde, die halb so große flämische Hufe der deutschen oder Landhufe. Auf die Herkunft der Besitzer solcher Hufen in Schlesiens ist also aus diesen Bezeichnungen kein Schluß zu ziehen. Wohl aber ist die schlesische Mundart geeignet, über das Ausgangsland der nach Schlesiens gewanderten ersten Deutschen aufzuklären. Wenn der Schlesier „einen Dräps austeilte“; wenn er „eine flabbe zieht“, wenn er „glupscht“ tut; wenn er aufs „Grapschen“ „happig“ ist und wohl gar „greelt“, wenn nichts dabei abfällt; wenn er die „Kränke zu kriegen“ fürchtet, weil seine „Tunte“ fortwährend „kiffzig“ ist; wenn es ihm mit seiner „Keife“ „mulmig“ wird, er trotzdem aber das „Schnaken“ nicht lassen kann; wenn er „luren“ muß, damit er nicht „belemmert“ wird, so sind es schon die wenigen Beispiele, die das Vorkommen niederdeutscher Ausdrücke im Schlesiens erkennen lassen. Auch in Schlesiens weit verbreitete Familiennamen, wie Berndt (aus Bernhard), Dierich (aus Dietrich), Tippold (aus Thiebold), Hampel (vielleicht aus Hagebert), Lampke (aus Lampert), Thiel aus (Dietrich) weisen auf Niederdeutschland hin, während die auf „ke“ ausgehenden Namen nur zum Teil niederdeutschen, mehr jedoch polnischen Ursprungs sind, z. B. Hanke, Jäschke, Löschke, Mitschke, Paschke, Raschke, Wenzke.

Alle diese Wörter und Namen lassen auf niederdeutsche Einwanderung in Schlesiens schließen. Wir wissen ja auch bereits, daß die Mönche zu Kloster Pforta in Thüringen, das wiederum die ersten Brüder für das neugegründete Kloster Leubus abgab, zur Behauung ihrer Ländereien u. a. niederländische oder flämische Ansiedler heranzog, und haben der Vermutung Raum gegeben, daß die Leubuser Zisterzienser zu demselben Mittel griffen. Nun teilen aber Urkunden mit, daß in Siebenbürgen Flandern (auch Sachsen genannt) im 12. Jahrhundert sich niedergelassen hätten. Diese



Stammesbezeichnung ist hier wie auch sonst noch mit Vorsicht aufzunehmen, zumal die Siebenbürgener Mundart mit der Mittelfrankens nahe verwandt ist. Es scheint nämlich in damaliger Zeit die Gewohnheit bestanden zu haben, alle von Westen her Zugewanderten Flandrer oder Sachsen zu benennen. Wie dem nun immer sei, die vorhin erwähnten, dem Schlesiſchen eigenthümlichen Wörter finden sich mit bisweilen nur geringen Änderungen am Niederrhein, aber auch um Cöln und am Main wieder. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß unter den ersten Einwanderern aus dem deutschen Westen auch vom Mittelrhein Gebürtige waren. Mit einiger Sicherheit läßt sich das sogar von den Begründern der schon erwähnten, von den Leubuser Klosterbrüdern bereits vorgefundenen deutschen Niederlassungen um Liegnitz sagen, wenn man annimmt, daß sie, von Westen kommend und auf dem Zuge nach Siebenbürgen begriffen, sich schon hier sesshaft zu machen sich entschlossen. Von der nach dem Nordosten des heutigen Deutschlands gerichteten Einwanderung aus den Niederlanden dürfte Schlesien nur wenig berührt worden sein.

Bei dieser ersten hier in Betracht kommenden Einwanderung von Deutschen nach Schlesien aber blieb es nicht. Ihr folgte eine zweite, stärkere, aus Mitteldeutschland her, und zwar gestaltete sich von hier aus der Zug so mächtig, daß er den Einfluß der ersten deutschen Einwanderer auf Sprache und Sitte bald ganz unterband und Schlesien in jeder Hinsicht das Gepräge einer mitteldeutschen Landschaft gab, die nach Sprache, Orts- und Personennamen, Sitten und Gebräuchen viel Übereinstimmendes mit der Mark Meißner, der Leipziger Gegend, mit Thüringen, Hessen und Nassau hat. Der Schlesier, den sein Weg durch diese Länder einmal führt, wird sich, das habe ich vor kurzem selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, überall da heimisch fühlen. Denn abgesehen von der allenthalben das Ohr angenehm berührenden annähernd gleichen Vokalbildung, zeigen sich in Ernst und Scherz, in Freud' und Leid, im Familien- wie öffentlichen Leben Übereinstimmung aufweisende Regungen der Volksseele. Nur der Tonfall und das Zeitmaß der Rede läßt hier und da mehr sinnenfällige Unterschiede aufkommen. Was dem Schlesiſchen gegen das Meißner und Thüringer Deutsch Eigenart verleiht, ist in lautlicher Hinsicht die Unterscheidung von *b*, *d*, *g* und *p*, *t*, *k* insoweit, als erstere stimmhaft gebildet werden und sich durch Anwendung eines weniger starken Luftstromes, folglich auch eines schwächeren Mundverschlusses von letzteren unterscheiden, die ihrerseits vor Vokalen und am Ende eines Wortes mit deutlich wahrnehmbarem Hauch abschließen. Die Meißner und Thüringer Mundart kennt im An- und Inlaut *b*, *d*, *g* nur stimmlos, bildet zudem aber *p*, *t*, *k* so wenig kräftig, daß ein Hauch am Ausgange der Bildung dieser Laut nicht wahr-

genommen wird, wodurch beide Lautgruppen einander noch ähnlicher werden. ferner spricht der Schlesiër das auf einen Vokal folgende *g* im Worte oder am Ende desselben wie *g* oder *k* (nur „König“, „ewig“ u. a. macht eine Ausnahme), während in Sachsen und Thüringen in all diesen Fällen dafür das vordere oder hintere *ch* gehört wird. In der geringen Anteilnahme der Lippen an der Vokalbildung hingegen zeigt das Schlesiëische sich gleichgeartet mit allen mitteldeutschen Mundarten.

Doch auch in anderer Hinsicht ergeben sich Unterschiede zwischen ihm und seinen Schwester Mundarten. Sie sind selbst für den einfachen Mann bemerkbar; denn auf die Frage nach einem besonders unterscheidenden Merkmale der Sprache des Schlesiërs und des Sachsen, Thüringers oder Hessen würde er in seiner Weise von den drei letzteren erklären, daß sie beim Sprechen „singen“, der Schlesiër aber nicht. Und in der Tat würde eine Aufzeichnung der während des Sprechens eines Satzes vernommenen Töne beim Sachsen, Thüringer und Hessen ein wechselndes Steigen und fallen des Stimmtones in größeren Abständen ohne Rücksicht auf den Redehalt zeigen, wohingegen sie in diesem Falle beim Schlesiër einen ruhigeren Verlauf, ein einfaches Steigen der Stimme zur Hervorhebung des Hauptteiles im Satze (Hochton und Hauptnachdruck im Satze fallen hier also zusammen) und ein sich daranschließendes Abfallen ergeben würde. Dennoch wäre es verfehlt, das Schlesiëische als völlig klanglos zu erachten. Bei der Betrachtung des zwei- und mehrsilbigen Wortes begegnet man in der Anordnung des Nachdrucks einer schlesiëischen Eigentümlichkeit. Während in andern Mundarten auf die Stammsilbe ein kräftiger, mit Hochton verbundener Nachdruck entfällt, die zweite Silbe aber um etwa vier Töne tiefer liegend, jeglichen Nachdruckes entbehrt (z. B. liegen, Stufen, kommen, morgen), legt der Schlesiër auf die von ihm mit einem helleren Vokale (*a* oder *ei*) gebildeten Nebensilben einen wenn auch schwächeren als auf die Hauptsilbe entfallenden Druck (z. B. liega, Stuffa, kumma, murga). Damit dieser Nebendruck nun zur Geltung kommen kann, muß mit dem Nachdruck auf der Hauptsilbe sparsamer umgegangen werden. Er fällt demnach weniger kräftig aus und der gleichzeitig auf die Hauptsilbe treffende Stimmtön liegt auch nur etwa drei Töne über dem auf die zweite Silbe entfallenden Nebenton. Dieses Nachdruck- und Tönverhältnis macht sich bei einsilbigen Wörtern mit langem (geschlossenem) Vokale insofern geltend, als der Vokal oft zu einem unächten Zwielaute wird und Haupt- und Nebenton ebenso wie Haupt- und Nebendruck auf beide Teile des Zwielautes sich verteilen (z. B. hont, gloubt, eich, bleip). (Nach Rückert.)

Doch wir verlassen diese mehr den Sprachgelehrten angehenden Untersuchungen und gehen dazu über, aus der Übereinstimmung gewisser

Bezeichnungen von Einzeldingen und von in der Rede angewendeter Vergleiche die Verwandtschaft des Schlesiſchen mit den übrigen mitteldeutschen Mundarten nachzuweisen.<sup>1)</sup> Unsere schlesiſche „Omſe“ kennt der Heſſe als „Omſe“, der Luxemburger als „Omſe“. Als „Burn“ bezeichnet man den Brunnen nicht nur hier bei uns, ſondern auch in Sachſen, Thüringen Heſſen und Naſſau. Vom „Büttner bum, bum, bum“ ſingt mit dem Schleſier der kleine Franke und Pfälzer. Einen „Glunſch zu ziehen“ verſteht man in Heſſen ſo gut wie in Thüringen und Schleiſien. Der Anblick einer „alen Gäſe“ entlockt dem Mitteldeutſchen, wo es auch immer nur ſei, leicht einen „Gâl“, wie er auch „grätig“ wird, wenn das „Gaſſchern“ kein Ende nimmt. Den „Griebſch“ in Äpfeln und Birnen überläßt man von Schleiſien bis zum Mittelrhein hin gern dem Vorſtenvieh. Das „Abknautſchen“ durch die Liebſte macht den ſelbſt ungefügigſten Mitteldeutſchen raſch „firre“. Mit der „Lümmel“ weiß man in Deutſchböhmen ebenſo gut wie in Niederſchleiſien umzugehen. Wenn es fortgeſetzt „nîſelt“, gibt es ſowohl auf den Wegen in Heſſen-Naſſau und im Meiſſenſchen, als auch in der Oberlauſitz und bei uns zu Lande einen „Damps“, im Winter aber muß der Schnee von den Bürgerſteigen „geſchört“ werden. fällt beim „Sterz“ die Porzellankiſte herunter, dann „tettert“ es gewaltig; nicht geringer aber iſt der „Präſch“, wenn die Mutter Kuchen „talken“ und wegen minderwertiger Heſe der „Klunſch“ nicht aufgehen will. — Doch nicht nur an einzelnen Wörtern, auch an ganzen, auf einen und denſelben Vorgang bezüglichen Redensarten hat unſere Mundart mit den ihr verwandten Gemeinſames. Ich führe nur einige an: Auf die Frage, was es zu eſſen gibt, erfolgt in Schleiſien wie in Thüringen zuweilen die Antwort: Kapern mit langen Schwänzen und eingemachte Kellerſtufen. Eine Drohung lautet hier wie da: Ich werde dir die Kolbe laufen. Man gefällt ſich in folgenden Vergleichen: Wie ein Füllen hüpfen, wie eine Heidelerde ſingen, wie ein Scheundreſcher eſſen, lang wie eine Bohnenſtange ſein, Einfälle wie ein altes Haus haben, den Himmel für eine Baſſigeige anſehen u. ſ. w.<sup>2)</sup>

Ehe ich hier die Betrachtung über die Sprache der Schleiſier ſchließe, ſei nur noch auf eins hingewieſen. Wenn von der ſchleiſiſchen Mundart geſprochen wird, ſo kann leicht die Meinung entſtehen, als ſei die Sprache des Volkes in Schleiſien überall gleich. Dem iſt nicht ſo. Im Gegenteil haben die einzelnen, meiſt durch natürliche Begrenzung gebildeten Bezirke ihre ſprachlichen Sonderheiten; ja es kommt vor, daß in einem Dorfe dieſſeits und jenseits der „Bache“ Unterſchiede in der Lautbildung vorhanden

<sup>1)</sup> Nach Weinhold a. a. O.

<sup>2)</sup> Vergl. Weiße, Syntag der Altenburger Mundart.



sind. Hier dürfte es genügen, drei Hauptbezirke für unterschiedliche Lautbildung im Schlesischen zu bezeichnen: es ist dies außer dem Oppalande 1. das Gebirgsland, 2. das Flachland an der Oder und nördlich davon, 3. das dazwischen liegende Mittelland. Im und am Gebirge wird die Endsilbe *-en* meist zu *a*, die Verkleinerungssilbe *-chen* zu *-la*, *e* tritt für *i* oder *ei*, *o* für *u*, *ao* für *a*, *a* für *e* ein.

Um Waldenburg hört man:

Adam und Eva  
ginga no Hêsa.  
Adam hôt a Krug zerschlôn,  
Eva mußte de Scharbe traon.  
Adam fruch eis Mäuselôch;  
Eva schmieß ihm de Scharbe anôch.

oder:

Schnecke brecke bringe deine vêr, fînf Harnbla raus,  
wenn se ni raus bringst, do schmeiß ich dich ei a Graoba,  
do frassa dich de Raoba,  
do kumma de biesä Flescherhunde  
unt ziehn der 's fâl rum Kuppe runder.

Ganz anders, vor allem viel langsamer, spricht der schlesische „Weideländer“. Bei ihm wandelt sich *i* und *e* zu *ei*, *a* und *o* zu *au*; *a* wird aber auch zu *o*, *ei* zu *e*, *l* und *n* werden gern weich gebildet.

Eine junge Bewohnerin der Glogau-Freistädter Gegend singt von ihrer Liebe etwa also:<sup>1)</sup>

Menn Gantlaub bei eich gar sou gutt,  
nu eis a furt, das junge Blut,  
vêl Wuchen hô eich Tag und Nacht,  
glaubt mersch, kei Auge zugemacht.  
A kôm zu mêr zur Abendzêt,  
wenn eich mei Kadel hô gedreht,  
zur Summerszêt bê Maundenschên  
hett 'ch lange Zêt wulln bei ehm stehn.  
Und wenn im Pausch a Dangel pfêf,  
dau setzt a sich sei Mißang schêf,  
blêb stêhn und sprach mit frischem Mutt:  
Mei Daurl, glaubs, eich bei der gutt.

<sup>1)</sup> Aus Sabel, Liederbüchel für gemittliche Leute. Striegau, 1902. Zwei Hefte, je 25 Pfg.

Die Mittelland-Mundart zeigt für *ei* *ē*, für *e* *a*, für *o* *u*, für *a* *ao* und *o*, für *eu* *ei*; -*en* am Ende wird beibehalten, die Verkleinerungs-silben oder -lein wird zu -*el*, *t* und *l* erweichen hin und wieder. So etwa singt Rößler:<sup>1)</sup>

Zu Brassel, ihr Leute, studiert ma ni gut,  
Viel gemittlicher hêbt ma 's Geld uff a Hut.

A brascher Studente ledt ni keene Mut,  
Kimmt der Wechsel irscht murne, heut schlât an schun tut.

Sein de Gräschel verjubelt, do is a ni tump,  
A leit uf'm Sofa bis zum irschten halt krump. —

Doch nicht die Mundart allein ist Hinweis auf die Abstammung der deutschen Schlesier; auch die schlesischen Ortsnamen, freilich nur die rein deutschen, die auf -dorf, -bach, -berg, -brunn, -burg, -feld, -hain, -heide, -kirch, -walde, -wasser, -wiese, -seifen und -hübel ausgehenden, und die Zusammensetzungen mit männlichem Vornamen im zweiten Falle (Michelsdorf, Petersdorf, Waltersdorf) können dabei zu Rate gezogen werden. Durch ganz Mitteldeutschland, ja bis nach dem Elsaß hin begegnen wir oft Orten von gleicher Namensbildung wie in Schlesien. Weinhold erwähnt hierbei, daß z. B. der Name für die schlesische Stadt Reichenbach in der Oberlausitz, in Altenburg, im Meiningschen und in Nassau je einmal, in Sachsen sechsmal, im bayerischen Franken achtmal, in Hessen viermal vorkomme. Ähnlich steht es mit den Namen Reichenau, Frankenstein, Alzenau. Ortsnamen mit der Endung -seifen finden sich auch im Westerwalde (Grau-, Rotenseife). — Doch noch ein anderer Anhaltspunkt berechtigt uns zu Vermutungen über die Stammeszugehörigkeit der schlesischen Ansiedler. Wer aus rein deutschen Gegenden beispielsweise nach Ratibor kommt, findet sicherlich viele ländliche Besitzungen nach Anlage und Bauart eigenartig. Meist steht das eingeschossige Wohnhaus, unter dessen Dache sich auch der Stall befindet, mit der Giebelseite nach der Straße, mit der Hauptseite dem Hofe zugekehrt. Unmittelbar daranstoßend aber liegt im rechten Winkel zu ihm die Scheune. Die andern beiden Seiten, bei größern Besitzungen nur eine Seite, sind offen. Das ist slavische Bauart. Ein anderes Gepräge im Bau der Häuser und in der Anlage des Hofes weisen bereits wenige Kilometer westlich von Ratibor auf Leobschütz zu belegene Dörfer auf. Hier befindet man sich auf deutschem Boden. Man erblickt aus einem oder zwei Stockwerken

<sup>1)</sup> Aus Sabel, Liederbüchel für gemittliche Leute. Striegau, 1902. Zwei Hefte, je 25 Pfg.

bestehende, aus Fachwerk, neuerdings schon mehr aus Ziegeln errichtete Häuser, die zwar ebenfalls den Giebel der Straße, die Vorderseite dem Hofe zukehren. Nicht selten ist jedoch über dem Haupteingange zum Hause ein auf Säulen ruhender Erker angebracht (Schrotbauten waren wohl die ersten Bauten der zugewanderten Deutschen; sie findet man heute zuweilen noch in Gebirgsdörfern). Mit den Wohnräumen ebenfalls unter einem Dache zeigt sich der Stall. Die Scheune aber steht räumlich vom Wohnhause gesondert. Bei kleineren Besitzern ist das Gehöft auch von zwei Seiten offen, wohingegen der Bauernhof ein geschlossenes Viereck mit dem Düngerhaufen in der Mitte bildet, so zwar, daß die dritte Seite von Schuppen und Vorratsräumen gebildet ist, an der Straßenseite aber die zwei Zugänge zum Gehöft, rechts eine Einfahrt für Gespanne, links davon die Pforte für Fußgänger, liegen. Die Anlage nach diesem Grundriß heißt fränkische Bauart. Sie wird außer in Schlesien in Nordböhmen, im Meißenschen, in Thüringen, Hessen, Franken und am Mittelrhein angetroffen.

Beim Vorhandensein so mancher schon äußerlich erkennbarer Übereinstimmungen zwischen Schlesien und den sonstigen aus dem Frankenstamme hervorgegangenen Bewohnern Mitteldeutschlands wäre es wunderbar, sollten nicht auch gleiche innere, den Charakter kennzeichnende Eigenschaften bei den Genannten festzustellen sein. Die Eigenart der Volkssprache eines Stammes spiegelt nun all' seine seelische Veranlagung wieder. Wenn Dr. Weinhold, ein gewiegter Kenner und berufener Beurteiler der schlesischen Mundart, von dieser sagt, sie lasse das Wesen der Schlesiern erkennen als „von gemüthlicher Breite, neben nicht engem Verstande, als ein bequemes Sichgehenlassen neben unleugbarer Betriebsamkeit, als Vorliebe für das enge Heimische neben dem Drange in die Weite, als die Lust zu träumen und der Phantasie zu folgen, als die Lust an Versen mit wenig Interesse für fortschreitende Literatur neben derber Prosa, außerdem als die Befundung der Gastlichkeit und treuherziger Theilnahme für fremdes Leid ohne die Gegensätze dazu“, und wenn man damit vergleicht, was als den fränkischen Volkscharakter Ausmachendes hingestellt wird, da wird man inne, daß man es hier wie da mit Söhnen und Töchtern eines und desselben Stammes zu tun hat. So hat sich in fast allen Gauen Mitteldeutschlands mit ihrem Nebeneinander von Landstrichen mit mildem Klima und fruchtbarem Boden und Strecken mit kärglichem Anbauergebnis und rauhem Gebirgscharakter dicht neben der Wohlhabenheit die Genügsamkeit niedergelassen. Wie im Rhöngewirge auf Dörfer mit den vielsagenden Namen Sparbrot, Schmalenau, Dürrhof, Steinau und Wüstensachsen getroffen wird, so mangelt es in Schlesien ebenfalls nicht an Ortsbezeich-



nungen wie Wärsdubesser, Steinau, Sorge, Kummerniß. Vom Rhein heißt es: „Mein Sohn, zieh nicht an den Rhein! Dort geht dir das Leben so lustig ein“, und von der Pfalz gilt: fröhlich Pfalz, Gott erhalt's! Doch auch in den anmutigen Tälern Thüringens und in den Korn gesegneten schlesischen Auen läßt die Wohlhabenheit der Bevölkerung besonders an festlichen Veranlassungen — und sie finden sich so leicht — der Ausgelassenheit und dem Frohsinn die Zügel schießen, und freudig die Herzen wallen, ohne daß jedoch die Arbeit dabei vernachlässigt würde. Der Denkspruch des Düsseldorfer Malkasten: „Erst mach deine Sach, dann trink und lach“ kennzeichnet ganz besonders mitteldeutsches Wesen. Ja, daß allüberall im mittleren Deutschland die Arbeitsamkeit zu Hause ist, davon legt die umfangreiche Industrietätigkeit in Rheinland und Thüringen ebenso gut wie in Sachsen und Schlesien Zeugnis ab; für die dort wohnende Fröhlichkeit aber ist die vom Rheine bis zur Oder anzutreffende Sangeslust ein untrüglicher Gradmesser. Noch eines, das auf den Zusammenhang Schlesiens mit dem ostfränkischen Gau hinweist, möge hier Erwähnung finden. Es ist manches Gleichartige in Sage und Sitte. Wer von unsern Kindern auf dem Lande hat nicht von den „Puschweiblan“ erzählen hören, die der Nachjäger hier gerade so wie im Thüringischen jagt. Wenn man sich in Schlesien von der „Spillahöle“ oder der „Pöpelholle“ erzählt, was ist das anderes als eine Erinnerung an Frau Holle, die in Wolken und Wasser herrschende Göttin der Franken und Thüringer (Weinhold)? Die Quarzsteine im Riesengebirge mahnen an die Sage von den Querg- oder Quargmännlein, die man als „Graumännlein auch in Obersachsen und Hessen kennt, wie auch unartigen Kindern mit dem „Pöpelmann“ gleicher Weise in Schlesien und in Hessen gedroht wird. Endlich sei noch des Sommerfingens, des Herauspeitschens der Langschläfer am Ostermontage, der Ausschmückung der Wohnräume mit Maien an Pfingsten und der Johannisfeuer als Bräuche aus germanischer Zeit gedacht, die vom Westen her auch in unserer Heimat Eingang gefunden haben.

Der Schlesier Lust am Sange, wir erkannten sie als ein Überkommen aus ihrer fränkischen Heimat, hat von jeher bestanden und den Gefallen an der Dichtkunst rege erhalten. Kaum war Schlesien zum größten Teile deutscher Sprache und deutscher Kultur erschlossen worden, da finden wir im beginnenden 17. Jahrhundert seine Söhne, wie bereits erwähnt, Einfluß üübend auf die Gestaltung der deutschen Literatur.<sup>1)</sup> Ich nenne hier vor allen Martin Opitz, 1597 in Bunzlau geboren, der mit seinem „Buch von der deutschen Poeterei“ eine neue Zeit für die deutsche Dichtung

<sup>1)</sup> Vergl. auch Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur.

einleitete. Zwar lag, was er aussprach, längst in der Luft; niemand aber war es bis dahin gelungen, es recht zum Ausdruck zu bringen. Er stellte neue Geseze für die Gestaltung des Verses auf, indem er, angemessen dem Charakter der Sprache, im deutschen Verse für den regelrechten Wechsel von Hebung und Senkung des Stimmtones eintrat, den Wechsel von Länge und Kürze der Silben aber auf den antiken Vers beschränkt wissen wollte. Und gerade im Allgemeinen deutschen Sprachvereine dürfen seine Bestrebungen um die Förderung der Reinheit der deutschen Sprache zu einer Zeit, als die Ausländerei in üppiger Blüte stand, nicht unerwähnt bleiben. Waren seine Gedichte inhaltlich oft unwahr, weil sie meistens erheuchelte Gefühle widerspiegeln, so durften sie doch hinsichtlich der Form vorbildlich wirken, da sie natürlichen Fluß, leichte Darstellung und Wohlklang der Sprache zeigten. Freilich setzte sich nun auch die Meinung fest, die Poesie wäre eine erlernbare Kunst, bei der es sich nur darum handele, sein Wissen in vorgeschriebene Formen eingekleidet zu offenbaren. So sehen wir denn in der Folge eine nicht geringe Zahl Unberufener besonders aus der Gelehrtenzunft als Versmacher, Reinschmiede entstehen, deren Dichtungen von uns heute nicht einmal als der Form nach schön empfunden werden, neben wenigen Berufenen, die, obwohl auch mehr Gelehrte als Dichter, wenigstens auf einigen Gebieten der Dichtung Beachtung erfordern. Zu diesen letzteren gehört zunächst der Liegnitzer Rat Friedrich von Logau. Von ihm besitzen wir zwei Sammlungen von Epigrammen, damals Beischriften genannt, von denen die erste 200, die zweite 3553 solcher Sinngedichte enthält. Können bei der großen Anzahl auch nicht alle Anspruch auf Gediegenheit machen, so steht doch Logau keinem der späteren Epigrammatisten wie Kästner, Wernicke und Haug nach. Im Gegenteil, er übertrifft sie; denn seine Sprache fließt leicht, dazu empfindet er wahr, ist kurz im Ausdruck und ernst in der Gesinnung: Vorzüge, in denen er Opitz weit zurückläßt. Zeugt es doch von Mut und Offenheit, daß er inmitten der Religionsverfolgungen sich nicht scheute, über öffentliche und private Verhältnisse frei zu urteilen. — Als Dichter geistlicher Lieder ist hier der 1624 zu Breslau geborene Johann Scheffler zu erwähnen. Aus evangelischem Elternhause hervorgegangen, wurde er Arzt. Als solcher dichtete er seine trefflichsten Lieder: „Mir nach, spricht Christus“ und „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht“. Seine Lieder erschienen unter dem Titel: „Heilige Seelenlust“; dazu gesellte sich als zweites Werk eine Spruchsammlung: „Der cherubinische Wandersmann“. Seine Vorliebe für das Geheimnisvolle und eine ins Überschwängliche sich verlierende Gefühlsveranlagung ließen ihn später zum Katholizismus übertreten und sich dem geistlichen Berufe widmen. — Be-

deutender war Andreas Gryphius, 1616 zu Groß-Glogau geboren, besonders als Lustspielsdichter. In seinen beiden Lustspielen: „Peter Squenz“ und in „Horribilicribrifax“ zeigt sich ein merklicher Fortschritt von der Fastnachtsposse zum höher einzuschätzenden Lustspiel, indem es ihm dabei gelang, treffliche komische Zustände zu gestalten und prächtige lustige Persönlichkeiten zu zeichnen. Auf ein drittes Lustspiel „Die geliebte Durnruse“ weise ich hier bereits mit dem Bemerken hin, daß in ihm zum ersten Male die schlesische Mundart an Stelle der Schriftsprache künstlerische Verwendung fand. Was seine Trauerspiele angeht, so ist die Wahl der fremden Stoffe, die ärmliche Handlung und allzu großer Redeaufwand darin zu tadeln. In den Gedichten kommt seine ernste Lebenserfassung zum Ausdruck; jedoch bildet er hier durch seine grellen Schilderungen, seine Sprachkünstelei und wiederum durch seine Schwülstigkeit den Übergang zur zweiten schlesischen Dichterschule. In diesen Kreis zählen wir folgende Schlesier: Hoffmann von Hoffmannswaldau und Kaspar von Lohenstein. Hatte sich schon Opitz in der Schilderung und Malerei äußerer und innerer Zustände mittels „durchdringender, löblicher Beiwörter“ gefallen, so trieb das Bestreben derer, die nach ihm kamen, hierin immer mehr und mehr zu leisten, zum falschen Pathos, zur Abgeschmacktheit, zur Unnatur. Gleich verhängnisvoll für die Dichtkunst wurde auch das Bestreben, sich als Dichter zu betätigen, nur um über die Masse der Ungebildeten hinauszuragen. So trat „Reimerei, Salbaderei und Albernheit“ an Stelle lebenswahr empfundener Dichtung. Doch genügt dies zur Kennzeichnung der dichterischen Erzeugnisse der beiden letztgenannten Breslauer Ratsherren nicht; es darf nicht verschwiegen werden, daß trotz der persönlichen Lauterkeit ihres Charakters ihre Dichtungen inhaltlich schamlos und unsittlich waren. Daß solche Männer eine Zeit lang beeinflussend auf die deutsche Dichtung wirken konnten, ist für den damaligen Zeitgeist bezeichnend. Glücklicherweise hielt diese Geschmacksrichtung nicht zu lange an. Schon das beginnende 18. Jahrhundert zeigt uns einen in seinen Gefühlen wieder wahren schlesischen Dichter, einen wahrhaft klassischen Schriftsteller, von dessen Gedichten Gottsched „das durchgehends fließende Wesen, das richtige Silbenmaß und die richtige regelmäßige Sprache“ rühmte. Es ist der hochbegabte, aber eben so unglückliche Christian Günther aus Striegau. Wegen seiner Leichtlebigkeit vom Vater verstoßen, fleht er in ergreifenden Gedichten umsonst um Vergebung. Seine unglückliche Lage brachte er in seinen Liedern warm und lebendig zum Ausdruck; aber auch seine übrigen Dichtungen, Liebes- und Gelegenheitslieder, ragen weit über die Reimereien seiner landsmännischen Vorgänger hinaus. Ein früher Tod (er wurde nur 28 Jahre alt) endete ein Leben, das unter gewöhnlichen Ver-



hältnissen zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hätte. Die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts kennt folgende Schlesier: J. von Eichendorff, Laube, Freytag, Kopisch.<sup>1)</sup> Eichendorff, aus Lubowitz bei Ratibor, verstand es, in seinen Liedern (z. B. In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad; Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut? O Thäler weit, o Höhen u. s. w.) ebenso wie in seinen Prosaschriften die Volksseele zu rühren und „den einfachen Gemütsston zu treffen“, ohne in erkünstelte Kindlichkeit zu verfallen. Ein inniges Naturgefühl verband sich bei ihm mit phantasiervoller Lebensauffassung und mit der Gabe, in seine leicht fließenden Verse melodischen Klang zu legen. Wie Eichendorff und den meisten Schlesiern ist es auch Laube nur gelungen, auf lyrischem Gebiete sich Lorbeer zu pflücken. Auf anderen Gebieten der Dichtkunst, auch im Roman, suchte er mangelnde Eingebung durch blendende äußere Gestaltung zu ersetzen. Sein Sinn fürs Technische kam ihm in seiner Stellung als Theaterleiter in Wien zu statten. Da er sich der freiheitlichen Bewegung in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts anschloß, so sind seine Dichtungen nicht frei von politischer Färbung. — Gustav Freytag erwies sich in der Zeit des Sehns nach Neugestaltung des deutschen Reiches als „Wortführer eines gesunden nationalen Denkens und Empfindens.“ Ausnahmsweise schuf er als Schlesier weniger auf lyrischem Gebiete; Liebe zum Theater und die ihm eigene Befähigung, „eine dramatische Handlung zu erfinden und dramatische Charaktere zu gestalten“, machten ihn zum Dramatiker, dem wir als bestes das Lustspiel: „Die Journalisten“ verdanken. Nachdem er sich nach 1850 dem Romane zugewandt hatte, entstand „Soll und Haben“, in dem „die Kraft des deutschen Bürgerhauses und der Segen seiner pflichttreuen Arbeit aufgezeigt“ wurde zu einer Zeit, als die im deutschen Bürgertum vorhandene gesunde Lebenskraft eine Bürgerschaft für die erwünschte Weiterentwicklung der Verhältnisse in Deutschland bieten sollte. Seine „Bilder aus deutscher Vergangenheit“ werden allzeit ein gern gelesenes kulturgeschichtliches Werk im deutschen Hause bilden, die in den „Ahnen“ ihre poetische Ergänzung finden. — Kopisch gilt als formengewandter Sänger, der die Gabe hatte, volkstümliche und sagenhafte Stoffe in anmutigen Gedichten zu behandeln, die heute noch gern gelesen werden. (Eines seiner packendsten Gedichte ist: „Der Trompeter“.) Auch durch seine Erzählungen (u. a. „Ein Carnevalsfest auf Ischia“) hat er manchen Freund seiner Muse erworben.

Geht aus der Aufzählung aller dieser Namen schon zur Genüge hervor, daß Schlesien unter den deutschen Sang pflegenden Gauen mit vornan steht, so ist doch nicht zu verschweigen, daß außer Eichendorff und

<sup>1)</sup> Nach Weitzbrecht, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Freitag (in „Soll und Haben“) keiner der Genannten seiner Heimat Eigenart veranschaulichte. Es verblieb dies unsern Mundart-Dichtern als Aufgabe. Freilich gibt es heutzutage noch genug unter den sogenannten Gebildeten, die nur ein „fidonc!“ für alles haben, was mundartlich klingt. Ihnen sind die Mundarten nichts als die Sprache des Pöbels, geeignet, um der angeblich nur da anzutreffenden rohen Gefühls- und Denkweise Ausdruck zu verleihen. Mit Entsetzen vernehmen es überbildete Mütter und Erzieherinnen, wenn ihre Pflegebefohlenen einmal so reden, wie ihnen auf heimatlichem Boden, im Verkehr mit ihren Spielfkameraden der Schnabel gewachsen ist. Was würden sie sagen, wenn sie erfahren, daß noch heute alle Stände im Süden Deutschlands sich im engeren Verkehr der Mundart bedienen, ja, daß unsere heutige Schriftsprache ehemals auch nur eine Schwester der übrigen deutschen Mundarten war. Vor Luther nämlich schon waren die Buchdrucker darauf bedacht, ihre Erzeugnisse in möglichst weiten Gebieten abzusetzen. Dem stand das Vorhandensein der zahlreichen Mundarten entgegen, bis ein nach der ostfränkisch-bayrischen Kanzleisprache (nach einem im dortigen Amtsverkehr gebrauchten Deutsch) geregeltes Schwäbisch die Augsburger Drucksprache, „gemeines Deutsch“ benannt, wurde. Als dann die ersten Lutherschen Bibeldrucke erschienen, zeigte die darin zur Verwendung kommende Sprache Anlehnung an die ostmitteldeutschen Mundarten. Bald aber verschlossen sich die Wittenberger Drucke nicht ganz süddeutscher Beeinflussung, wie auch die Augsburger Drucksprache der mitteldeutschen Art Zugeständnisse machte. So kam es, daß die Luthersche Bibelsprache allmählich in ganz Deutschland verständlich und heimisch und, bei allen öffentlichen Gelegenheiten, in Schule und Kirche gebraucht, die Verkehrssprache der Gebildeten wurde. Im Grunde genommen ist also an der Schriftsprache alles Mundart, nur daß sie, in feste Gesetze der Kunst eingeeengt, langsamer in ihrer Entwicklung fortschreitet, während der in der Mundart sich vollziehende Wechsel nur in den Naturgesetzen Schranken findet. Man liebt es, den Unterschied von Schriftsprache und Mundart im Bilde zu verdeutlichen: „jene gleicht der steifen, wohlgeschnürten Dame mit künstlich gebranntem Haarschmuck und in dem bauschenden, knitternden Staatskleide mit den mühsam eingepלטeten Falten, diese dem naturfrischen Barfüßle in losem Haar und lockerem Nieder, das, um keine Bauschen und Knitter besorgt, am Bergeshang zum Kranzwinden niedersitzt oder wild und übermütig über Bach und Stein dahinspringt“. <sup>1)</sup> Wenn daher heute das Interesse der Gebildeten sich wieder mehr der Mundart, dem Born, aus dem fortwährend die Schriftsprache

<sup>1)</sup> Matthias, Die Mundart im Spiegel der Schriftsprache.

ihre Kraft schöpft, zuwendet, was ist es weiter als eine Rückkehr zur Natur! Während aber für andere Mundarten, für das Mecklenburger Platt durch Fritz Reuter, für das Schleswig-Holsteiner Platt durch Klaus Groth, für das Alemannische durch Peter Hebel in ganz Deutschland Liebhaber gewonnen wurden, wollte es der schlesischen Mundart lange nicht gelingen, über die Grenzen Schlesiens hinaus bekannt zu werden und Gefallen zu erregen. Den Grund hierfür werden wir aus den folgenden Ausführungen erfahren.

Schon im Beginn des 17. Jahrhunderts begegnen wir einer Probe schlesischer Mundart in einem vom Löwenberger Arzte Dr. Tobias Kober verfaßten Trauerspiel von dem rittermäßigen Helden Cristoph von Jedlitz. Da werden uns im Lager vor Wien Vertreter der verschiedenen Mundarten, darunter auch ein schlesischer Fuhrmann, vorgestellt. Daß das damalige Schlesisch gegen das heutige nur gering abwich, zeigt folgende Probe:

Ich wauld, dār Krieg hätt schier ä loch!  
 fort mi mich dünckt, mich düncksten noch,  
 Ich wārd doheime wissa zu san,  
 Wie man sich hot gerofft und geschlan  
 Ey dar Stadt Wien; ha ich all mein Tage  
 Wul nie gesan a fulch gejage,  
 A sitt a gedräsche, a fäst, a wāsa,  
 Ich sa das bei der heiligen Häsa (Hedwig),  
 Daß ich darvon wār wissa zu san.

1660 wird das Gryphius'sche Bauernspiel: „Die geliebte Durn-ruse“ in Glogauer Mundart aufgeführt, das nach Freytag als das beste Lustspiel vor Lessing angesprochen werden darf. Die darin geschilderten Vorgänge sind so der Wirklichkeit entsprechend, daß man sich in die Gegenwart versetzt glaubt.<sup>1)</sup> Der eigentliche Begründer einer schlesischen Literatur wurde aber erst Karl von Holtei mit seinen 1830 erschienenen, anfangs mit Spott oder Gleichgültigkeit aufgenommenen „Schlesischen Gedichten“. Gemütsiefe und frischer Humor, ungekünsteltes Wesen bei oft packender, sinnesfälliger Darstellung kommen im vollstümlichen Tone zum Ausdruck. Leider verstanden es seine Nachfolger, Philo vom Walde ausgenommen, nicht, die Mundart-Literatur fortzuentwickeln. Zwar blieb die Mundart nicht auf die Darstellung in Versen beschränkt, auch in der Prosa fand sie Verwendung. Allein den Dichtungen haftete eine merkwürdige Einseitigkeit insofern an, als sie nur den lachenden Schlesier zeigten

<sup>1)</sup> Vergl. Klings, Schlesische Dialekt-Literatur. Deutsche Zeitschrift XIV.



und so zu der Meinung veranlaßten, „das schlesische Volk bestände aus nichts als Narren und Kindern, seine Sprache sei für ernste Dinge zu plump und zu spröde“. Hatte Holtei in der Sprache der Kleinstädter geschrieben, so machten die späteren Mundart-Dichter bisweilen örtliche Zugeständnisse in sprachlicher Hinsicht, ohne in der Hauptsache jedoch anders als in dem Allgemein-Schlesisch zu schreiben. Bei ihnen lassen sich zwei Richtungen unterscheiden; während die einen nämlich mehr den Inhalt betonen und als Erzähler meist Humor und Komik pflegen (Rößler, Bauch), achten die andern vornehmlich auf die Form, in die sie ihre Darbietungen kleiden (Heinzel, Philo vom Walde, Klings). Rößler war der erste, der in seinen „Schlesischen Dorfgeschichten“ in der Prosa die Mundart verwendete. Daß er sich später, von der seinen „Schnoken“ bereiteten günstigen Aufnahme verleitet, ganz allein dem Gebiete des Humors zuwandte, hat das Urteil der Fernstehenden über die schlesische Literatur nicht günstiger beeinflusst. In seinen Gedichten erreicht er nicht allemal Holtei. — Bauch zeigt einen noch ursprünglicheren, dazu derberen Humor als Rößler, ohne daß sich nicht ab und zu Platttheit und Nüchternheit bemerkbar machte. Ich muß mich darauf beschränken, zwei hierher zu zählende schlesische Schriftsteller nur noch namentlich aufzuführen, es sind dies Vogt und Richter. — Heinzel ist in gebundener und ungebundener Rede ein Meister der Form. Seine Dichtungen, durch die er besonders dem Schlesischen viele Freunde gewann, lassen beides erkennen: die Gabe, durch echten Humor zu erfreuen und durch Anschlagen ernster Töne gemächlich zu ergreifen. Die launige Dorfgeschichte fand bei ihm, dem Kalendermanne, reiche Pflege. Eines Oberschlesiens soll hier gedacht werden; es ist der aus dem „Rutkattel“- (Rotfelsen-)gebirge bei Grottkau gebürtige Karl Klings, von dem u. a. ein Heftchen Schlesischer Gedichte „Aus 'm Rutkattelgebirge“ stammen, die in vollendeter Form schlesische Dorstypen zeichnen, aber auch einen Maßstab für das tiefe Empfinden des Schlesiens, besonders für seine Freude am Leben in der Natur abgeben. Der hervorragendste unter den schlesischen Dichtern der Jetztzeit ist aber unstreitig Philo vom Walde, auch ein Sohn Oberschlesiens, in dessen Liedern und Erzählungen sich Sprache, Sitten und Gebräuche des Meißner Landes spiegeln. Von ihm besitzen wir eine Reihe prächtiger, formvollendeter, das Volksempfinden getreu wiedergebender Lieder, die zum Teil von Mittmann, dem schlesischen Koschat, in Musik gesetzt wurden. Zudem ist Philo der Verfasser des ersten schlesischen Epos „Leutenot“, in dem zum ersten Male der Volkstypus des Schlesiens erschöpfend dargestellt und ein vollständiges Bild schlesischen Dorflebens entrollt, zugleich aber auch der Beweis erbracht wird, daß Schlesiens Mundart

auch für höhere Dichtungsformen geeignet sei. Dieser Meinung zuerst und ganz besonders Geltung verschafft und über Schlesiens Gauen hinaus Gefallen an schlesischer Sprache und schlesischem Wesen erweckt zu haben, dieses Verdienst fällt Gerhart Hauptmann zu.

In jüngster Zeit macht sich in unserer Heimatprovinz, auch in Oberschlesien, das Streben bemerkbar, für die heutzutage von der Schriftsprache bedrängte Mundart in weiteren Kreisen Interesse hervorzurufen und immer mehr das Verständnis für die den Heimatsinn weckende und kräftigende Dialektdichtung anzubahnen. In Breslau, Ratibor und anderwärts sind im vergangenen Winter „Schlesische Abende“ abgehalten worden. Der starke Besuch dieser Veranstaltungen, die dankbare Aufnahme des dort Gebotenen berechtigen zu der Hoffnung, daß dadurch der gesetzte Zweck erreicht, nämlich die Liebe zur Heimat gemehrt und die Abkehr von der von unserer heutigen Kultur geförderten Kunstübersättigung zur herzerquickenden Einfachheit der Natur betrieben werde.

## Die Stadt Grottkau während des dreissigjährigen Krieges.

Von

Jl. Echmann.



Welches Elend der dreissigjährige Krieg über Deutschland brachte, ist genugsam bekannt. Auch unser Oberschlesien hatte in dieser Zeit gar viel zu leiden; besonders schwer wurden auch die Städte Neisse und Grottkau und deren Bewohner von der Geißel des Krieges getroffen. Markgraf Johann Georg, ein Anhänger des geächteten Winterkönigs, brandschatzte außer Neisse auch Grottkau mit 10000 Gulden, wie aus einem Manual der städtischen Einnahmen und Ausgaben unter dem Titel „Handbuch der fürstlichen Stadt Grottkau“ zu ersehen ist. Die Summe wurde durch Einlieferung von Kostbarkeiten der Kirchen, Korporationen u. s. w. aufgebracht. In dem Manual wird auch gesagt, daß Bürgermeister und Ratmann der Stadt Grottkau vom Markgrafen gefangen fortgeführt und der Bürgermeister bis nach Troppau geschleppt wurde. Während der dreimonatlichen Dauer dieser Invasion hatte Grottkau Truppen des Markgrafen zu versorgen, von denen namentlich die Offiziere auf Kosten der Stadt wacker schmaussten und zechten. Der Markgraf selbst kam am 9. April 1621 nach Grottkau, und es sind für seinen Bedarf an Wein 88 Töpfe mit 51 Mark 16 Groschen notiert. Es

war dies der erste Vorgeschmack von dem Elend, welches die folgenden Jahre die Stadt Grottkau heimsuchte.

Der furchtbare Krieg ging seinen Weg und näherte seinen Schauplatz bereits 1626 der Stadt, indem der gegen den Kaiser kämpfende Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar sich auf seinem Verheerungszuge im genannten Jahre der Städte Ziegenhals, Zuckmantel, Engelberg u. s. w. bemächtigte. Dies hatte eine bedeutende Anhäufung kaiserlicher Truppen in und um dem vom Feinde bedrohten Meisse zur Folge, die das Land nicht viel weniger plagten und ausaugten als die Feinde selbst. Doch verzog sich für diesmal das Kriegsgewitter noch einmal und brach erst im Jahre 1632 in seiner ganzen Schwere über Grottkau aus.

Nachdem am 19. September Meisse ohne Schwertschlag von Sachsen und Dänen besetzt worden war (angeblich, weil kein kaiserlicher Entsatz zu hoffen war), erschienen diese Feinde auch in Grottkau. Über ihre Anwesenheit und die Kriegsgräuel in diesem und dem folgenden Jahre enthält ein Notat der Magistratsakten folgende Nachrichten:

Den 23. September 1632. Nachdem die Stadt Meisse eingenommen war, lag General Arnheim mit seiner Armee zu Ross und zu Fuß in der Stadt Grottkau und den umliegenden Dörfern über Nacht und ist mit großen Unkosten verpflegt worden. Nicht lange hierauf wurden drei Kompagnieen zu Ross des Fürsten von Holstein in der Stadt einquartiert und mit großen Beschwerden und Unkosten verpflegt. Zu dieser Zeit wurde der Stadtpfarrer Balthasar Graupe nächtlicherweise jämmerlich gemartert, darüber er sein Leben lassen müssen.

Den 23. November sind der Hauptmann Wachtel und der Hauptmann Probst neben einem dritten Hauptmann gegen Grottkau angekommen und hier mit ihrem Volke 14 Tage lang mit aller Alimentation versehen worden.

Den 5. Dezember hat das Willstroff'sche Regiment, nachdem sie Meisse übergeben (am 9. November 1632 an die kaiserlichen Truppen) auf Grottkau seinen Marsch genommen und ist hier bei drei Wochen verblieben. Zur selben Zeit wurde die ganze Bürgerschaft wehrlos gemacht und die vornehmsten gemauerten Häuser am Ringe in Brand gesteckt. Nach diesem kamen der Prinz von Dänemark und der Fürst von Holstein mit neuen fahnen Fußvolks und etlichen Kompagnieen Dragonern samt dem Stabe und Artillerie, als sie die Stadt Meisse zu entsetzen gesonnen, und machten zwei Tage in Grottkau Quartier. Nach Übergabung der Stadt Meisse verließen die Kurfürstlichen die Stadt Grottkau, worauf das kaiserliche Volk, als: das Schonische und Spanische Regiment einzog. Dabei waren auch sieben Kompagnieen Polaken und Kroaten, welche durch vier Wochen von der Stadt verpflegt wurden.



1633 im Januar hat General Schaffgotsch nebst Herrn von Rohr mit 15 Kompagnieen Polaken, auch Herr Obrist von Wintz mit seinem Regiment, und aus anderen Regimentern kommandiertes Volk, zwei Nächte mit großen Unkosten hier logiert. Zur selben Zeit kam wieder Feuer in der Stadt aus und brannten etliche Stellen nieder.

Um den heiligen Dreikönigstag, als General Gallas mit der ganzen kaiserlichen Armee sich gegen den Feind vor die Stadt Meisse erhob, sind in der Stadt Grottkau bis an dem fünften Tag und im Rückwege mit großer Trübsal und Wehklagen Einquartierungen gewesen. Hierauf verließ das Pultrische Regiment Grottkau, welches bei 6 Wochen hier Quartier gehabt und hier verblieb bis zur Belagerung des Feindes und Eroberung der Stadt, die ohnehin schon mit großem Schaden der Mauern und Thürme beschossen und berennt war. Zu dieser Zeit sind die um die Stadt liegenden Vorwerke, Häuser, Stadtmühle, Wasserkunst, Hospital und 99 Scheuern mit Brand in Grund verzehret und bei der Einnahme die ganze Nacht das Städtlein unvershonet, viele Weibsbilder aber geplündert worden. Alsdann ist von dem General v. Kalksteinschen Regimente ein Dragoner-Leutnant mit kommandiertem Volke eingesetzt und 14 Tage lang verpfleget worden. Diese haben etliche Wagen, mit Kirchengelde und Geldeswert schwer beladen, entführen lassen. Ferner wurde Sigismund von Schönfeld mit 400 Mann 14 Tage lang bei der Stadt Grottkau alimentiert, welcher sich des Kirchenraubes mit Abführung des Positiv-Instrumentes und allerlei Einwand ziemlich gebraucht.

Den Donnerstag vor Eätare (vierte in der Fasten) nahm Friedrich von Maschwitz samt dem ganzen Regimente und Stabe in der Stadt Grottkau Quartier und blieb bis 8. Mai. Unter diesem Kommandanten sind Kirche und Rathhaus gänzlich geplündert, aller Privilegien beraubt, die halbe Stadt mit Feuer angesteckt, alle Obstbäume abgehauen, Garten verwüstet, die noch übrigen Scheuern und Häuser niedergerissen und zu Staketen gebraucht, sowie alle Teiche gefischt, Dämme durchstoßen und verwüstet worden.

Den 4. Mai ließ er in der Stadt und dem Stadtdorfe Tharnau wieder Feuer anlegen, wobei die noch übrige Hälfte der Stadt in Asche gelegt wurde. Ratsurm, Stadtuhr, 230 Wohnhäuser, 6 Brauhäuser, 2 Malzhäuser und die Badestube wurden völlig eingeäschert; nur die Kirche, der Bischofshof und der Pfarrhof sind stehen geblieben. Bei seinem Abzuge wurden vollends alle vier Stadttore angesteckt, Mehl und Korn aus den Privathäusern nach Brieg geführt, Rindvieh und Pferde mit hinweggenommen und somit das arme, beraubte und ganz abgebrannte Städtlein von den Soldaten verlassen, da es keine Quartiere mehr hatte.

Obgleich nun dieses Städtlein vom Feinde beschossen und eingenommen war, wurde es doch genötigt, nach allem diesen noch dem Artillerie-General Schwalbach zur Ablösung der Kirchglocken, der Braupfanne und der Stadtuhr 700 Reichstaler nach Breslau auszusahlen.

Den 9. Oktober mußte die Stadt auf hohen Befehl und scharfe Bedrohung mit Exekution mitten in Sterbensgefahr noch eine Kontribution von 798 floren 7 Groschen 2 $\frac{1}{2}$  Heller den Mannsfeldschen und Finkischen Regimentern unweigerlich abführen, welches Geld die Stadt überall bei anderen zusammensuchen mußte, da es nicht mehr in unserm Vermögen war, so schwere Kontribution aufzubringen.

1634, den 24. Mai, geschah es vor dem Briegschen Tore, daß nächtlicher Weile an die Stadtmauern mit Leitern und Waffen angesetzt, die Tore erbrochen, in die Stadt mit Gewalt eingefallen, nicht allein überall die Bürger geplündert und beraubt, sondern auch 40 der strohernen Schobenbütteln, welche die armen Leute zur Rettung ihres Lebens wieder aufgeführt, aufs neue in Brand gesteckt und dabei ein Bürger erschossen wurde, ein Kind verbrannte und etliche Stück Vieh, Malzgetreide und sonstiger Hausrat in Rauch aufgingen.

„Und will doch noch kein Ende nehmen weder mit den Kurfürstlichen noch Kaiserlichen, daß jederzeit von uns betrübtten Abgebrannten Geld, Proviant und Kontribution begehret werden, gleich denen, die dergleichen nichts oder wenig erlitten, welches denn uns, die wir allbereits an Bettelstab geraten, nunmehr gewiß unmöglich fallen will.

In den Stadtdörfern: Nieder- und Ober-Tharnau und Neudorf sind 25 Bauern-, 33 Gärtner- und 15 Bachhäuser ganz mit Feuer verheeret, verbrannt, ruiniert und verwüstet, so daß man nicht weiß, ob diesem Städtlein jemals möcht geholfen werden können. Ist auch kein Ort in Schlesien also oft vom Feinde angerennet, so sehr ruiniert, verderbet und verwüstet, mit Feuer endlich ganz in die Asche gesetzt, als eben dieses Städtlein Grottkau.“ So der unbekannte Verfasser dieses Notats in den Magistratsakten.

Über die hiesigen Zustände am Schlusse des Jahres 1632 nach Abzug der kurfürstlichen Truppen findet sich ein Bericht des Rats an die Bistums-Administration in Meisse (Mag.-Akt. f. d. 1 Nr. 5) vor, der ein recht charakteristisches Bild der obwaltenden Verhältnisse gibt und darum hier unverkürzt, jedoch mit Verdeutschung der sehr häufig eingeflochtenen lateinischen Floskeln Platz finden möge.

„Hochwürdige, Wohlgeborne, Wohledle, Gnädige, Gestrenge Herrn, Ew. Hochwürden Gnaden und Gestrengen neben Erbietung unserer gehorsamen Dienste vorweg wünschen von Gott dem Allmächtigen wir alle

selige Wohlfahrt und können Ew. Hochwürden Gnaden und Gestrengen auf diesmal nicht verhalten, wie daß am Tage des heiligen Stephanus wir dero Schreiben empfangen, auch dessen Inhalt mit mehrem vernommen haben, was Gestalt Ew. Hochwürden Gnaden und Gestrengen übel empfunden, daß wir den Zustand bei hiesiger Stadt nach des Feindes Abzug nicht bald berichtet haben und uns bedünkten, als wären wir der bischöflichen Jurisdiktion nicht mehr unterworfen. Hierauf geben Ew. Hochwürden Gnaden und Gestrengen wir zu vernehmen, daß wir die Römisch-Kaiserliche Majestät zuvorderst, zu Zweit aber Ihre Hochfürstliche Durchlaucht, den Prinzen zu Schweden und Polen für unsern Herrn halten und erkennen, wollten auch gerne den Hergang der letzten Ereignisse nach魏eße berichtet haben, wenn es möglich gewesen. Denn Herr Christoph von Viebriz auf Alt-Grottkau und unser Stadtschreiber Martin Gerardus sich auf ihren Grund und Boden nicht befinden dürfen aus der Ursache, daß sie ungefähr vor drei Wochen der Römisch-Kaiserlichen Majestät hohen Kriegsoffizieren zu魏eße, der Ritterschaft und hiesiger Stadt Liebe und Ehrfurcht dargelegt, weswegen auch selbige von den kurfürstlichen Befehlshabern leichtfertige Schelmen und Verräter gescholten worden. Es hat auch der Dragoner-Obrist den Bürgermeister, als er ihn nicht bald durch das Thor in der Nacht einlassen wollen, den Galgen angeboten, die Mauern alsbald ersteigen lassen, die Bürger vor den Thoren geschlagen, selbige stark besetzt, mit Plünderung und Brennen die Stadt bedrohet, welches auch gewiß erfolgt, da nicht etliche Personen vermittelt, daraus auch dieses erfolgt, daß unser Bürgermeister bis dato sich in unserer Stadt nicht darf sehen lassen, sondern im Exil verbleiben muß. Als nun Bürgermeister und Stadtschreiber von dem kurfürstlichen Obristen nicht bekommen worden, hat er unsern Praetor oder Gerichtsvogt in Eisen schlagen lassen und mit sich von dannen genommen, auch also traktieren lassen, daß selbiger sich ganz übel befindet, ist ihm auch ein gewisses Lösegeld zu erlegen abverlangt und anbefohlen und nochmals nach Hause zurückgeschickt worden. In Abwesenheit aber dieses vorgedachten Praetors ist der Unfall entstanden, daß durch Sorglosigkeit der hier liegenden Soldaten bei der Nacht ein Feuer entstanden, dadurch mehrgedachten unsers Gerichtsvogten, des Stadtschreibers sowohl als anderer guter (d. h. angesehenen) Leute Häuser dermaßen beschädigt, daß selbige mehrenteil zu Grunde gangen, unterdessen haben die hier liegenden Soldaten sich so benommen und während die Flammen prasselten, den Leuten die Häuser geplündert, Geld und alles was sie gefunden, hinweg genommen, welches von den Kriegsoffizieren nicht hat können verwehret werden, weil in einem Hause in die 30 bis 40 Personen Quartier gehabt. Ferner ist allhier auch ein solcher Zustand, daß der Bürger Vorrat ganz hinweg, daß



Brot und andere Viktualien merklich abgenommen, der Bürger Scheunen ganz ledig (leer) gemacht, daß weder Getreide hier noch Stroh zu finden, und kurz hiervon zu reden, sind unsere Sachen in einem solchen Zustande, daß viele Leute vor Kummer sterben. Täglich sehen wir Mut und Frechheit ungestraft sich blühen und allen mit allem drohen, und müssen uns bei dieser harten Zeit mit des heidnischen Poeten Virgilii Verse trösten, dessen Worte folgende sind: *Nos passi graviora dabit Deus his quoque finem* — Wir haben schon Schlimmeres gelitten, Gott wird auch diesem ein Ziel setzen —. Wir wollten auch gern Ew. Hochwürden Gnaden und Gestrengen Befehle gehorchen, und ein Paar Personen inmittelst nach Neiße abfertigen, mit denen Ew. Gnaden mündlich Unterredung pflegen könnten; es ist aber zu besorgen, es möchten die Kurfürstlichen die Wenigen an Leib und Leben strafen, wenn sie etwa einmal vorübermarschieren täten; sintemal sie vor ihrem Abzuge die ganze Bürgerschaft für Schelmen und Verräter gescholten, auch selbige mit dem Galgen bedrohet. Es ist auch an diesem nicht genug gewesen, haben die ganze Bürgerschaft wehrlos zu machen sich unterstanden. Der Prinz von Dänemark und Norwegen ist den 19. Dezember mit allen Regimentern zu Roß und zu Fuß nach Ohlau aufgebrochen, allda er noch im Quartier. Grottkau, den 28. Dezember 1632. Ew. a. gehorsame untertanige Anwesende des Rats, Bürger und Gemeinde der Stadt Grottkau.“ Ebenso attestieren Bürgermeister und Ratmanne 1635, den 16. August, daß sowohl in als außer der Stadt und in den zwei Stadtdörfern folgendes an Häusern durch das Kriegsvolk ruiniert und in Asche gelegt worden und durch diese Zeit Menschen umgekommen und gestorben, als: In der Stadt abgebrannt: 194 Häuser, der Rasturm nebst der Uhr, sechs Brauhäuser, zwei Malzhäuser und alle vier Stadttore. In der Vorstadt: das große Hospital, die Stadtmühle, die Wasserkunst, 37 Vorwerke und Häuser und 95 Scheunen.

Wie groß die Noth in Grottkau zu dieser Zeit war, sagt ein anderer Bericht. Darin heißt es wie folgt:

„1635, den 30. September. Obgleich das ganze schlesische Bistum, so ist jedoch sonderlich unser Städtchen während des feindlichen Einfalles, als der vornehmste Platz genannten Bistums, feindlich angefochten, geschüzet, ranzionirt, stark berennet, beschossen, vielfältig geplündert und endlich sieben oder achtmal mit Feuer verheeret, daß es außer Kirche, Schule, Pfarrhof und einem Nebenhause ganz in Asche gelegt, wobei das Rathhaus sehr verlegt worden ist. Der Jammer und das Wehklagen während der dreißigjährigen Exekution und der unermessliche Schaden ist nicht zu beschreiben, auch ist kein Ort in ganz Schlesien so spoliert (geplündert) und zu Grunde gerichtet worden. Der Feind mit der Spolia (Beute) aus Vieh, Getreide

und anderem Vermögen leider noch nicht content (zufrieden), hat uns durch den Brand mit Weib und Kind in das äußerste Verderben und an den Bettelstab gesetzt; geschweige der aufgesetzten täglichen Kriegsanlage und Exekutionen, welche wir arme, notdürftige Abgebrannte mit Geld und Vieh, mit großer Wehmut und unter Vergießung vieler Tränen bei scharfer Exekution bisher und noch jetzt ertragen müssen.“

ferner attestieren Bürgermeister und Ratmann 1644, den 5. Februar, daß bei der Stadt Grottkau abgebrannt und durch die anno 1633 grassierende Infektion jämmerlich verwüstet, sowie auf den ihr angehörigen Dörfern Tharnau und Neudörfel sich folgende Entia und Non Entia befinden, als:

1. ziemlich reparierte und besetzte Wohnungen 74,
2. Non Entia 19 Wohnungen,
3. 103 öde und wüste Brandstellen, deren Besitzer mehrenteils ganz ausgestorben und keine Erben hinterlassen, deren Keller eingehen und keine Hoffnung ihrer Wiederaufbauung vorhanden ist.

Im abgebrannten Tharn (Tharnau) und Neudörfel: fünf besetzte Bauergüter mit  $9\frac{1}{2}$  Hufen.

Die Hiltprandschen drei Gütlein, aus zusammen sechs Hufen bestehend, liegen in Asche.

Das Stadtbauergut in Neudörfel liegt wüste.

Besetzte unbesteuerte Gärtnerstellen befinden sich 17.

Abgebrannte und wüste neun, darunter zwei gesteuerte.

Doch die Zeit der Not war für Grottkau noch nicht vorüber, denn abgesehen davon, daß die Stadt in den Jahren 1647 und 1648 alle Monate 24 Taler und 26 Taler bei strenger Exekution zu den Kosten der Festungsarbeiten von Weisse beitragen mußte, so hatte Grottkau auch 1648 im Verein mit der Grottkauschen Landschaft eine Kompagnie Dragoner mit Pferden ohne jede Vergütung zu montieren.

In demselben Jahre, den 15. Januar, nimmt General Graf Buchheim auf seinem Marsche nach Breslau mit 6000 Mann Quartier und läßt nach einem zweitägigen Aufenthalte einen Obristen-Wachtmeister mit seinem ganzen Regimente von 800 Mann zu Fuß und 1000 Reitern in der Stadt Grottkau liegen, bis er sich nach vier Wochen wieder mit ihm vereinigt und der Stadt und dem Lande unbeschreiblichen Schaden zufügt.

1648, den 11. April, fällt Rittmeister Hommerschildt von Ohlau aus mit 40 Reitern in die Stadt und erpreßt 60 Taler. Traktament auf den Monat April zur Verpflegung; ein Gleiches geschah 1648, den 5. November, durch den Obersten Mungarde, welcher mit seinen 1000 Mann zu Fuß und 200 kaiserlichen Reitern auf seinem Zuge nach der Teschnischen Belagerung zur Nachtzeit in die Stadt einfiel und von den Einwohnern für


sich und seine Truppen Verpflegung forderte. 1648, den 24. Dezember, wurde endlich in der hiesigen Pfarrkirche der so lang ersehnte Frieden verkündigt.

Erleichtert atmeten die übriggebliebenen Bewohner Grottkaus bei der Friedensnachricht auf. Armut und Elend, zuletzt auch die Pest, hatten nicht vermocht, den Lebensmut derselben zu brechen. Aus den Ruinen der alten Stadt bauten sie sich neue Heimstätten; die verwüsteten Gärten und Felder brachten sie mit unendlicher Mühe und Anstrengung wieder in Ordnung und hofften so einer bessern Zukunft entgegen.

## Die erste schlesische Kunstausstellung zu Beuthen O.-S.

Von

Dr. Paul Knötel, Tarnowitz O.-S.

ls ich mich am Tage der Eröffnung der in der Überschrift genannten Ausstellung in Beuthen aufhielt, las ich zufällig im Feuilleton der „Germania“ einen Aufsatz zur Geschichte der Kunstausstellungen. Danach hat die erste im Jahre 1667 zur Feier des 19. Jahrestages der Gründung der französischen Akademie in Paris stattgefunden. Ich lasse es dahingestellt sein, ob es wirklich die erste war, und ob sich nicht noch eine ältere feststellen läßt. Immerhin sind es mindestens 237 Jahre her, daß seit Begründung der Kunstausstellungen überhaupt die erste in unserem Oberschlesien veranstaltet wird. Jedenfalls eine gehörige Spanne Zeit, fast ein viertel Jahrtausend! Aber man darf sich wohl nicht wundern; hat doch auch so manches andere erst recht spät seinen Weg in die so verrufene Südostecke unseres Vaterlandes gefunden.

Eisenbahn und elektrische Bahn, elektrische Beleuchtung, alle neueren Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik, des Bergbaues und des Hüttenwesens sind allerdings recht schnell in unsere Landschaft gekommen.

Die materielle Kultur der neuesten Zeit hat gewaltige Unwälzungen in dem alten Waldlande herbeigeführt. Das Geistige aber ist ihr gegenüber stark im Nachtrabe geblieben. Und augenblicklich erst sind wir an der Arbeit, alte Unterlassungsfünden gut zu machen.

Gerade aber nachzuholen, was lange versäumt wurde, kostet Schweiß und Arbeit. Es ist deshalb auch verständlich, wenn das, was auf geistigem, auf idellem Gebiete geleistet wird, noch nicht genug ins Auge fällt.

Das alte lateinische *serit arbores qu'alteri saeculo prosient* gilt



auch für diese Arbeit: Einst wird man die Früchte ernten. Ich rechne dazu die Volksbüchereibewegung, die sich mit Hilfe der Regierung mächtig rührt, die Begründung des oberschlesischen Volkstheaters, die Einrichtung von Volksunterhaltungsabenden und ähnliches.

In der äußeren Physiognomie unserer Städte und der anderen großen Industrieorte überwiegt das Nützlichkeitsprinzip noch so stark, daß man von einer künstlerischen Ausgestaltung des Stadtbildes vorläufig noch recht wenig merkt. Und doch sind auch hier schon Anfänge vorhanden.

In den Kreis dieser Bestrebungen gehört auch die erste Kunstausstellung auf oberschlesischem Boden, die, wie schon angeführt, am 8. dieses Monats in Beuthen O.-S. eröffnet worden ist.

Das Unternehmen geht von der konstituierten Breslauer Künstlerschaft aus. Wie ihr Vorsitzender, Herr Maler Max Krusemark in der Eröffnungsrede hervorhob, beabsichtigen die Künstler unserer Hauptstadt einen Eroberungszug durch unsere Provinz zu unternehmen. Sie wollen zeigen, daß auch in Breslau, das nach dieser Richtung hin sich keines allzuguten Rufes erfreut, Tüchtiges geleistet wird. Bisher sei der schlesische Künstler meist ausheimisch aus der Provinz geworden, und diese habe ihren Kunstbedarf von auswärts gedeckt. Auch das möchte die Breslauer Künstlerschaft ändern.

Das scheint ja zunächst recht materiell, egoistisch zu sein. Aber seien wir gerecht, auch die Kunst braucht eine gesicherte materielle Unterlage für ihre Jünger. Der Künstler muß auch ein Rechner sein — in der einen Zeit mehr, in der anderen weniger, sicherlich aber in der heutigen Zeit. Darüber brauche ich wohl weiter kein Wort zu verlieren.

Wird aber dieser Siegeszug gelingen, wird er die gewünschten ideellen und materiellen Erfolge haben?

Das sind schwerwiegende Fragen. Es wird sich gewiß verlohnen etwas näher darauf einzugehen.

Wenn bisher von der Hebung unseres Industriebezirks die Rede war, so wurde dabei meistens und von den meisten an die der unteren Schichten der Bevölkerung, der arbeitenden Klassen, gedacht. Ihnen vor allem gelten die sozialen Maßnahmen der verschiedensten Art. Auf sie weisen auch, wie man allgemein annimmt, die Beziehungen Volksbüchereien, Volksleshallen, Volkstheater hin.

Geschieht das mit Recht?

Ich meine nicht. Diese Schichten sind wirklich nicht die einzigen, die der weitgehendsten Fürsorge bedürfen.

Gerade in unserem Oberschlesien muß meines Erachtens vor allem auch Mittelstandspolitik getrieben werden. Die Abgrenzung dessen,

was man als Mittelstand bezeichnen mag, ist allerdings nicht leicht; je nach den Ansichten wird die Erklärung vielmehr sehr verschieden ausfallen.

Ich verbinde in dem Sinne, wie ich ihn hier verstanden wissen will, folgende Bedeutung mit ihm: Es sind diejenigen Kreise, die mit Recht gewisse geistige Ansprüche erheben, denen aber die Mittel fehlen, sie durch öftere Reisen und längeren Aufenthalt an Orten zu befriedigen, wo sich die Gelegenheit dazu bietet. Danach läßt sich eine feste Grenzlinie nach oben und nach unten nicht ziehen. Jedenfalls gehört ein großer Teil der Beamtschaft, besonders der in königlichem Dienst stehenden, in diesem Sinne dem Mittelstande an.

Wer längere Zeit in Oberschlesien, hier und auch weiterhin in Beschränkung auf den Industriebezirk gefaßt, gelebt hat, weiß, daß das Land besser als sein Ruf ist, daß es jedenfalls landschaftlicher Schönheiten durchaus nicht entbehrt, daß auch das kulturelle Leben durchaus nicht so im Rückstande ist, wie man gewöhnlich annimmt. Immerhin wird der Aufenthalt bei uns von vielen Verzicht auf manches verlangen, das ihnen andere Gegenden bieten. Daher kommt es, daß eine Versetzung nach Oberschlesien sehr häufig als eine Art Verbannung aufgefaßt wird.

Wenn man nun neuerdings so viel und mit Recht von einer planmäßigen Ostmarkenpolitik auch in unserem Industriebezirk spricht, wenn tüchtige Männer auf allen Gebieten dauernd mit daran arbeiten sollen, die nicht nach ein paar Jahren wieder versetzt werden wollen, muß gerade diesen Kreisen unbedingt auch auf geistigem Gebiete mehr geboten werden, als das bisher der Fall war.

Gerade für sie müßten z. B. die Volksbüchereien und Lesehallen weiter ausgebaut werden.<sup>1)</sup> Die größeren Städte müßten mit gutem Beispiel vorangehen.

Aber auch das Auge will etwas haben. Man wende mir nicht ein,

---

<sup>1)</sup> Man gestatte mir dazu eine besondere Bemerkung, die allerdings von unserem Thema abliegt, die ich aber gern einmal aussprechen möchte. Bei dem Bildungsstande der unteren Schichten werden die Bücher der Volksbüchereien so schnell abgebraucht, daß es einem ästhetisch feinfühligem Menschen meist nicht zugemutet werden kann, sie zur Lektüre in die Hand zu nehmen, ganz abgesehen davon, daß unsere Volksbüchereien inhaltlich vorläufig meist auf den kleinen Mann abgestimmt sind. So ergibt sich meines Erachtens augenblicklich noch die Notwendigkeit einer sagen wir sozialen Spaltung der Büchereien in einen Teil für die große Masse und einen für die Gebildeten. Vielleicht kommt einst auch bei uns die Zeit, wo man diese Spaltung fallen lassen und auch dem einfachsten Arbeiter ohne Sorge für das Äußere des Buches ein solches, das der Gebildete sonst benutzt, in die Hand geben kann. Vielleicht hebt sich auch das geistige Niveau der Leser der unteren Schicht. Vorläufig hat es damit, mit Ausnahmen natürlich, noch gute Wege.

daß es jetzt so viele gute und auch billige Reproduktionen, farbige und farblose, gibt, die die Kunst ins Volk tragen, daß das illustrierte Buch in reichstem Maße Schöpfungen der Kunst bringt. Das ist alles sehr schön, und ich bin gewiß der letzte, der das verkennet, oder der sich dessen nicht freute. Aber ich weiß auch, wie wenig Verbreitung trotz alledem und alledem solche Werke, wie etwa die Kunstblätter der Teubner-Voigtländerschen Sammlung oder die Bilderreihen des Kunstwart im allgemeinen haben. Der aus den ärmeren Schichten der Bevölkerung gerade bei uns sich so stark rekrutierenden Jugend auf den höheren Lehranstalten vermitteln meistens höchstens diese selbst den künstlerischen Genuß.

So begrüße ich gerade von diesem Gesichtspunkte aus die Veranstaltung der Beuthener Ausstellung mit wirklicher und aufrichtiger Freude.

Es scheint mir recht bezeichnend, daß, als ich zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags die Ausstellung noch einmal durchwanderte, eine Anzahl Schüler sie mit sichtlichem Interesse in Augenschein nahm.

Vergessen wir doch nicht, daß außer in den Kirchen<sup>1)</sup> und außer einigen wenigen Denkmälern von Originalwerken der Kunst bei uns fast gar nichts zu sehen ist.

In einer Ausstellung, wie die Beuthener, bietet sich dazu die beste Gelegenheit, ja ich möchte sagen eine bessere als in den allsommerlichen Riesenausstellungen unserer großen Städte. Mancher darbt sich von der Reise ins Gebirge oder an die See ein, zwei Tage ab, um seinen Kunst-hunger zu stillen, wird aber von der Überfülle des Gebotenen nur über-sättigt und trägt recht wenig dauernde Eindrücke mit sich fort. Wer nicht auf bedeutende Namen erpicht ist — leider sind wir das bis zu einem gewissen Grade alle — stillt seinen Hunger viel besser in einer solchen kleinen Ausstellung, die sich leicht übersehen läßt, die den Unglücklichen nicht von einem Saal in den anderen heßt.

So wünsche ich nur, daß es nicht bei dem ersten Versuche bleibt, daß sich vielmehr alljährlich und auch in den anderen größeren Städten solche Ausstellungen wiederholen. An Besuchern wird es ihnen, wie ich glaube, nicht fehlen.

Wird unseren schlesischen Künstlern auch der gewünschte materielle Erfolg blühen?

Kaufkräftige Elemente sind ja genug in unserem Industriebezirk vorhanden, und ganz ausgeschlossen erscheint es mir nicht. Aber zu beachten bleibt doch wohl, daß ein bedeutender Teil wie bisher auch ferner seinen Bedarf auf den Kunstmärkten in Berlin, München u. decken wird. Doch

<sup>1)</sup> Und bei diesen spielt jetzt leider meist das schablonenmäßig Handwerkliche in unserer Gegend die Hauptrolle.



das ist ja nur insofern unsere Sorge, als vielleicht ein Mißerfolg nach dieser Seite hin der Wiederholung derartiger Ausstellungen hinderlich sein könnte. Gerade aus diesem Grunde wünsche ich den Künstlern auch den klingenden Erfolg.

Vielleicht habe ich manchen Leser mit den bisherigen Ausführungen schon ermüdet, und es ist Zeit, zur Besprechung der Ausstellung selbst überzugehen. Es lag mir aber sehr daran, ihre Bedeutung für unsere Landschaft hervorzuheben. Ich schlage sie, wie man gesehen hat, nicht gering an.

Gerade bei derartigen Unternehmungen liegt der Verdacht nahe, daß die Provinz als Ablagerungsstätte für Sachen benutzt wird, die man sonst nicht los wird. Maler Krusemark hob mit Recht, unter Betonung gerade dieses Wortes hervor, daß das nicht der Fall sei. Der Augenschein bestätigt es auch.

Die Anordnung des Ganzen ist, bei aller Einfachheit, künstlerisch und zweckentsprechend, besonders wenn man in Betracht zieht, daß einige Klassenzimmer der Oberrealschule die Ausstellungsräume bilden. Die geringe Anzahl der ausgestellten Kunstwerke, meist Gemälde, ermöglicht einen raschen Überblick und gestattet ein größeres Vertiefen in das Einzelne.

Ehe ich auf einige Werke insbesondere eingehe, möchte ich vorher noch darauf hinweisen, daß die Ausstellung einen streng landschaftlichen Charakter nicht trägt. Nur eine Reihe von Darstellungen aus unserem Gebirge, sowie Motive vom Oderufer weisen direkt auf Schlesien hin. Alles andere könnte auch irgend wo anders in deutschen Landen entstanden sein. Vielleicht ist aber auch gerade das echt schlesisch.

Einem großen Teil des Publikums, und besonders in der Provinz, ist das Was der Darstellung immer noch die Hauptsache; er bevorzugt demgemäß das Genre, das Geschichts- und religiöse Bild. Nach dieser Richtung enttäuscht unsere Ausstellung, in der die Landschaft und das Bildnis völlig überwiegen, sicher den und jenen, aber hier kann und wird sie hoffentlich auch hebend einwirken und die Bedeutung des Stimmungsgehaltes eines Werkes manchen kennen lehren.

Der „Klou“ der Ausstellung — um nun einmal das schöne (!) Wort zu gebrauchen — dürften für die Mehrzahl der Besucher die vier großen Darstellungen aus dem Leiden Christi sein. Sie bilden einen Teil der Kreuzwegbilder, die Professor E. Kaempffer für die katholische Pfarrkirche in Münsterberg auf Staatskosten gemalt hat. Bei modern realistischer Darstellung tragen sie durchaus kirchlichen Charakter und beweisen, wenn das überhaupt noch bewiesen werden müßte, daß beides durchaus nicht unverträglich mit einander ist. Außerdem steckt eine starke Individualität in den Gemälden; das tut äußerst wohl, wenn man bei so vielen neueren

Kreuzwegbildern die handwerksmäßige Schablone und eine falsche Kirchlichkeit sich breit machen sieht. Deswegen verzeiht man den Bildern auch manches, was den Eindruck stört.

Es ist nicht Galanterie gegen das schönere Geschlecht, wenn ich die Besprechung der anderen Werke mit denen zweier Künstlerinnen beginne. Sie verdienen es jedenfalls mit an erster Stelle. Außerdem sind ihre Namen auch nicht unbekannt.

Gertrud Staats ist mit vier Bildern vertreten. Den Preis unter ihnen verdient ein Mohnfeld, das sich bis zu einer Scheune im Mittelgrunde ausdehnt. Auch „April im Riesengebirge“ und „Aus dem Schloßpark in Plön“ sind erwähnenswert. Das vierte, eine Windmühle, leidet unter der Nachbarschaft eines vortrefflichen Bildes von Berger, auf das ich noch zu sprechen komme.

Von Dora Seemann fesselt vor allem das „Herbstgold“, ein Waldbrand in der Ebene im Gelb des Herbstes. Aus dem schlichten Motiv ist in Anlehnung an die Natur alles gemacht. Auch die „alte Hütte“ am schmalen Seitenwege, hinter der der scheidende Tag goldig verflingt, ist von reichem Stimmungsgehalt.

Paul Linke und Professor Carl Ernst Morgenstern sind auf ihrem Sondergebiete vertreten. Ich bin überzeugt, daß auch des Gegenstandes wegen Linkes „Im Frühling am großen Teich“ seine Freunde finden wird, und gewiß mit Recht. Wer sich aber in die moderne Technik und Farbe eingelebt hat, wird das Bild, ebenso wie seine große Darstellung der Jungfrau bei Abendbeleuchtung zu schwer finden. Mich spricht am meisten sein Herbstmorgen im Riesengebirge an, wie die Wolfenkeken am Kamm hängen und hinüber ziehen. Ohne den sorgfältig durchgeführten Vordergrund mit einer Viehherde würde das Bild noch günstiger wirken.

Stimmungsvoll, wenn auch etwas äußerlich auf den Effekt berechnet, ist Morgensterns Morgennebel im Riesengebirge. Höher steht meines Erachtens in der einfachen Größe der Auffassung sein Mondaufgang.

Mehr als geschehen hätte sich aus dem Felsenmotiv in Abendbeleuchtung von Theodor Blache herausholen lassen.

Mit vier Bildern ist Max Berger vertreten. Sein „Häuslicher Fleiß“ und „Der Holzacker“ würden auf ihn kaum aufmerksam machen; desto mehr die Ackerpferde: drei Paar, die hintereinander auf einem Felde in der Ebene stehen. Weiter nichts. Auf die Pferde, die übrigens gut gezeichnet sind, kommt es ja aber gar nicht an. Das Fesselndste an dem Bilde ist der blaue Herbstduft, der über dem Ganzen liegt. Auf Grün gestimmt ist die Schwemme eines Gutshofes, die rings von Kastanien umgeben ist. Man darf hoffen, von Berger noch recht Tüchtiges zu sehen.

Unter den vier von Paul Weimann ausgestellten Gemälden ist als das künstlerisch beste der Novembernachmittag hervorzuheben, dessen gelbrote Birken am steilen Bergeshang überzeugend wirken. Von Sitzmann habe ich mir die Abenddämmerung mit ähnlichem Motive angemerkt.

Hans Genehrs Eichen im Frühling führen uns ans Ufer der Oder, wahrscheinlich in der Nähe von Breslau, dessen Dunst über dem Horizonte lagert; ein echtes, schlesisches Heimatsbild.

In seiner Schlichtheit äußerst anheimelnd ist der Mondaufgang von Haus Dreßler. Derselbe Künstler ist durch drei farbige Aquarelle aus dem Elfenreich vertreten. Zwei von ihnen werden beim großen Publikum durch die humoristische Vermischung von Elfen- und Froschwelt gewiß manches Kopfschütteln, aber auch fröhliches Lachen erregen. Dagegen hat der Künstler mit seinem Waldeich, einer Begegnung von Fisch und Elfe unter dem Wasserspiegel, mit einfachsten Mitteln eine durchaus künstlerische Wirkung erzeugt, deren sich vielleicht nicht jeder Besucher der Ausstellung gleich bewußt werden wird.

Außerst farbenfreudig ist der Kirchhof, von Anna Gritschker-Kunzendorf, den die Künstlerin zu bescheiden eine Studie nennt. Sie ist außerdem durch ein Bildnis des Polizeipräsidenten Bienko von Breslau gut vertreten.

Die meisten Porträts stehen auf der Höhe der künstlerischen Betätigung, die man heut verlangen muß, ohne aber Außergewöhnliches zu bieten.

Ein gutes Bildnis des Prinzen Heinrich bietet Max Krusemark. Seine Speerwerfer sind farbenfrisch und werden sicher manchen Beschauer fesseln; mir sagt der ganze Vorwurf zu wenig. Eine vorzügliche Leistung sind seine Muscheln; es tut einem aber, diesem Objekt gegenüber, fast um die viele peinliche Arbeit leid, die dabei geleistet worden ist.

Größeres Interesse beanspruchen die beiden Bildnisse des Breslauer Kunsthistorikers Muther und der verstorbenen Schauspielerin Vilma Illing von Professor Max Wislicenus; hier haben wir echt künstlerische Menschen Darstellung. Auch Eugen Spiro zeigt sich als tüchtiger Porträtmaler. Seine beste Leistung aber ist sicher das Pastell „Begegnung“.

Raffiniert fein in der künstlerischen Wirkung ist die Porträtstudie der Frau Fr. D. von Georg Trautmann. Hier trägt auch der ungewöhnliche blaue Rahmen zur Hebung des Ganzen bei. Rahmen und Bild verschmelzen bei demselben Künstler in gleicher Weise zu einem einheitlichen künstlerischen Eindruck in seinem blühenden Mohnfelde.

Zur besonderen Beachtung weise ich auf die beiden Rahmen mit Studien von Arnold Busch hin. Aus ihnen spricht unbedingt mehr als aus den drei ausgeführten Pastellbildnissen von seiner Hand.



Wie auf allen Kunstausstellungen tritt auch hier die Plastik hinter den Gemälden bedeutend zurück. Nur vier Künstler haben ausgestellt. Mich hat am meisten die feine weibliche Bronzestatuette von Professor Christian Behrens gefesselt. Die Grabfigur von Georg Busse sagt mir gar nichts, und auch seine Christin aus der Zeit der Verfolgung läßt mich kalt.

In der kleinen Ausstellung von graphischen Arbeiten ist Max Heilmann durch sieben Radierungen gut vertreten; den Preis unter ihnen verdient das leider ungünstig hängende Kirchenportal.

Originallithographien stellt Professor Heinrich Irmer aus. Um ihrer willen sei ihm sein Ölgemälde einer Madonna mit Kind verziehen. Als die beste Leistung muß ich das schlichte und schlicht behandelte Motiv aus einem schlesischen (gläser?) Dorfe bezeichnen.

Darf ich zum Schlusse eine Bitte für die Zukunft aussprechen, so wäre es die, daß die Künstler späterhin durch ein künstlerisches, augenfälliges Plakat für ihre Sache mehr Propaganda machen möchten. Es liegt im Interesse der Sache selbst. Ein großer Teil des Publikums will auf diese Weise auf etwas hingestoßen werden. Und vergessen wir nicht, daß ein solches Reklamebild an und für sich schon ein Kunstwerk sein kann, das an der künstlerischen Erziehung der Öffentlichkeit mitarbeitet.

---

## Frommer Sinn.

Von

May Niedurny, Orzesche.

---

**I**n meiner Heimat fern im Ost,  
Im Oberschlesierland,  
Da steht manch' Kreuz und heil'ges Bild  
Am Weg und Feldesrand.

Und wenn in Blüten steht die Welt  
Und blau der Himmel lacht,  
Dann wird dem frommen Zeichen stets  
Ein duft'ger Schmuck gebracht.

Am Abend nach des Tages Fast,  
Wann still der Mond aufzieht,  
Singt dort der Oberschlesier fromm  
Ein geistlich Abendlied.

Du, Fremdling, spotte nicht des Sinns,  
Des frommen hier zu Land;  
Es schlingt um Heimat, Thron und Gott  
Der Sinn ein festes Band.

So lang des Oberschlesiens Hand  
Noch schmückt solch Heiligtum,  
So lang bleibt frei er von der Sucht  
Nach falschem Glück und Ruhm.

Drum wandre in der Heimat ich  
 Und seh' die Bilder steh'n,  
 Dann wünsch' ich innig, solcher Sinn  
 Möcht' nimmer untergeh'n.

## Dorfhochzeit.

Von

Mar Niedurny, Orzesche.

**I**st die Hochzeit noch so klein,  
 Lustig muß sie immer sein.  
 Sonnenschein zur Werktagsplag'  
 Ist im Dorf ein Hochzeitstag.

Bunter flitter, Myrtengrün  
 In der Mädchen Haaren glüh'n;  
 Rote Ros' am grünen Band  
 Schenkt dem Bursch der Jungfer Hand.

Dorfmusik mit wucht'gem Takt  
 Hat die Herzen bald gepackt,  
 Und ein kräftig Juhuhu  
 Gibt ein jeder noch dazu.

Dann beim Tanz ist jeder Gast.  
 Wirbelnd hin in wilder Hast  
 Fliegt die Maid im Burschenarm  
 Durch der Alten dichten Schwarm.

Manchen neuen Herzensbund  
 Knüpft die Lieb' in dieser Stund;  
 Dann lacht wieder, ganz wie heut,  
 Einer neuen Hochzeit freud'.



## Der alte Rölling.

Eine oberschlesische Novelle

von

Paul Albers.

**V**orgelesen, genehmigt und unterschrieben. Nun macht, daß Ihr raus kommt, Ihr „pulin'sches Pack“, sagte lachend der junge Kreisrichter Zeller, ein geborner Märker, den sein Amt in einen der trübfesten Kreise Oberschlesiens verschlagen hatte, von dem „Wasserpolsatzkern“ hab ich für heut genug. Aber was machen wir jetzt, Kollege? Mein Gott, noch volle drei Stunden bis zur Abfahrt des Zuges. In dieser stinkigen Dorfspelunke können wir doch unmöglich drei Stunden zubringen. Sie sind ja so ein „oller Oberpodolier“ . . . schaffen Sie also Rat!“

„3 — ja!“ — entgegnete achselzuckend Referendarius Albrecht, der während des gerichtlichen, an Ort und Stelle abgehaltenen Beweisaufnahmetermins als Protokollführer fungiert hatte, „hier ist guter Rat teuer, Herr Kreisrichter . . . Oder vielleicht auch nicht! . . . Letzteren Falles könnten wir aber erst mit dem Nachtzuge heimfahren. In nächster Nähe wohnt hier nämlich ein Bekannter meines Alten, eine oberschlesische Rothaut, wie sie im Buche steht. Drüben haust er auf seinem Raubritterschlosse. Donnerwetter ja, dort bekämen sie erst den richtigen Begriff von einem sogenannten Schlosse auf einer oberschlesischen Klitsche.“

„Also ein bischen Hungerleider?“

„Keineswegs! Im Gegenteil, dem Manne geht's famos. Kommen Sie nur! Sie werden Ihr helles Wunder erleben. Wirklich, das ist etwas für Sie, Herr Kreisrichter, guter Stoff für eine neue oberschlesische Novelle.“

„Sie machen mich neugierig. Denn mal los!“

Die beiden jungen Herren verließen das Wirtshaus und schritten von der Dorfstraße abbiegend, plaudernd über grüne Feldraine dahin, der Referendar als Führer voran.

Ein prächtiger Augustnachmittag hatte sich auf die Fluren gelegt. Die stolzen, mannhohen Roggenähren bewegten sich nicht und starrten nachdenklich zur blauen Himmelshöh, in der die Lerchen lustig tiriliierten. Mit den Roggenfeldern wechselten Kartoffelbeete ab, auf denen die weißen und violetten Kartoffelblüten den beiden Wandrern fröhlich zunickten. Hier und da weideten Hirten kleine magere Kühe auf den Feldrainen und sangen ihre melancholischen, polnischen Weisen. Trotz der vielen fehlöne klangen

die Lieder aus der ferne doch harmonisch. Einzelne, mit schwarzen Schindeln oder Stroh gedeckte feldhäuser erinnerten daran, daß sich auch hier in dem vereinsamen Stilleben Menschen zur Gemeinschaft zusammengetan hatten. Wenig hatte indessen solche Gemeinschaft zum geistigen Fortschritt dieser Hinterwäldler beigetragen. Die meisten von ihnen konnten weder lesen noch schreiben. Wozu auch? Denn ihre Kirchenlieder kannten sie ja alle auswendig, und wer Zeitung lese, werde mit der Zeit Demokrat. Deshalb ließen die guten Oberschlesier um das Jahr 1869 Zeitungen Zeitungen sein. Das war nämlich das Jahr, in dem die beiden jungen Gerichtsherren den alten Rölling auf seinem Gute auffuchten.

„Dort ist das Schloß!“ rief Albrecht lachend aus.

Zeller traute seinen Augen nicht.

Ein ungepflasterter, lehmiger, von tiefen Rädergleisen durchfurchter Kommunikationsweg führte in ein Gehöft hinein. In diesem standen hölzerne, vielfach gestützte und mit Strohschoben gedeckte Kuh- und Pferde- ställe, Schüttböden und Scheunen. Ihnen gegenüber lag ein einstöckiges niedriges Haus; von den Ställen und Scheunen unterschied es sich bloß durch die gemauerten Wände. Das hohe Dach war aber gleichfalls nur mit Schindeln und Stroh gedeckt. Hinter sämtlichen Gebäuden dehnte sich ein verwildeter Gemüsegarten aus, dessen Umzäunung zahlreiche Lücken und Schäden aufwies.

„Donnerwetter“, fragte der Kreisrichter, „ist das wirklich das Schloß?“

„Freilich! Gefällt's Ihnen nicht?“

„Wie mag wohl der Schloßherr erst aussehen?“

„Dort sitzt er ja“, erwiderte Albrecht und wies auf eine große, gedrungene Gestalt, die es sich auf einer hölzernen Bank in der ans Schloß angebauten Veranda bequem gemacht hatte und mächtige Dampfwolken aus einer langen Pfeife blies.

„Das also ist der alte Rölling? Was ist denn aber mit ihm los? Er trägt ja eine schwarze Binde über das linke Auge?“

„Das linke Auge hat er bei einer Schlägerei verloren.“

„Wa — was? bei einer Schlägerei?“

„Nennen Sie's meinetwegen, wie Homer, Männerschlacht. Er war bezecht, was ihm nicht gar zu selten begegnet und wurde gehänselt. Hänselei kann aber eine brave Rothaut nicht vertragen, selbst wenn sie bezecht ist. So kam's zur Schlägerei und das linke Auge ging zum Teufel. Seine Gegner waren nämlich auch zwei handfeste, baumlange Rittergutsbesitzer.“

„Heiliger Bimbam!“ lachte der Kreisrichter, „das sind ja drollige Zustände. Der brave Herr muß recht heißes Blut sein eigen nennen.“

Deshalb sitzt er wohl auch jetzt nur in Hosen, Hemd und Schlafschuhen da? Nicht einmal einen Kragen trägt er um den Hals, damit die breite Männerbrust frei atmen kann."

"Es scheint so. Er hat uns übrigens schon bemerkt. Guten Abend Herr Oberamtmann. Zwei arme Reisenden bitten um Einlaß."

"Hahahaha", lachte Rölling, indem er sich das Hemd am Halse zuknöpfte, „Herr Referendarius Albrecht! Was macht der Vater, der grüne Oberförster? Hahahaha."

"Na, dem geht's augenblicklich besser, als mir. Denn der sitzt in seiner gemüthlichen Oberförsterei, während wir — gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn Kreisrichter Zeller vorstelle — ja, während wir den ganzen Tag in einer stinkigen Dorfschenke terminieren mußten."

"Hahaha", lachte Rölling wieder so laut und kräftig, daß sich die Dominialknechte auf dem Hofe erschreckt umschauten. „Warum sind Sie ein Federfuchser geworden? . . . Also, der neue Herr Kreisrichter? Entschuldigen Sie nur, daß Sie mich hier so defolletiert überrascht haben, hahaha, fast wie meinen berühmten Landsmann, das Baron von Mückusch."

"Bitte sehr, tut nichts", entgegnete Zeller, sichtlich amüsiert, „wie war's denn mit „das alte Mückusch?“"

"Das kennen Sie nicht? hahahaha, Sie sind wohl wohl kein Oberschlesier?"

"Nein, Märker."

"A so, dann ist's was anderes. Ja! Zu „das alte Mückusch“ kam auch einmal plötzlich Besuch und traf „das Baron“ splinternackt auf dem Sofa liegend an . . . hahaha, splinternackt! Als man ihm nach dem Grunde fragte, sagte er: „Dort liegt mein Anzug. Gehen Sie nicht ran; 's ist gefährlich. Denn in der Zeitung stand: „die Pocken sind im Anzuge““ hahaha . . . im Anzuge . . ."

"Au!" lachte Zeller, „ein böser Kalauer."

"Gar nicht Kalauer, Herr Kreisrichter. Echtes oberschlesisches Fabrikat. Solche Mückuschwiße kennen wir hier an die Tausende. Warten Sie nur, ich will Ihnen noch mit manchen dienen! Doch nun kommen Sie ins Schloß herein. Wir wollen einen festen Ungarn nehmen."

Die Herren betraten den kühlen, geräumigen Hausflur. An den weißgetünchten, mit zahlreichen Hirsch- und Rehgeweihen deforierten Wänden, hingen Flinten und Jagdtaschen. Eine hölzerne, ungestrichene Treppe führte nach dem Boden und den Giebelzimmern. Unter der Treppe ruhte schlaftrunken ein alter Jagdhund, den das Herannahen der Fremden nicht im Geringsten genierte. Sonst fand sich irgend welches Meublement im Hausflur nicht vor. Nur ein blankes Butterfaß stand noch in der Ecke,



in dem vor kurzer Zeit gebuttert worden sein mußte. Denn rings um dasselbe herum war der Fußboden mit frischer Buttermilch bespritzt.

„Hahahaha . . . meine Alte hat vor den Herren lang gemacht“, sagte der Gutsbesitzer, indem er auf das Butterfaß hinwies. „Ja, bei uns geht's ländlich, sittlich zu. Aber bitte, immer 'rin in die gute Stube! Ich hole inzwischen 'paar Flaschen aus dem Keller. Ich sag' Ihnen, meine Herrn, Sie kriegen einen feinen, alten Tropfen . . . von Tropelowitz aus Glewitz . . . wie ihn der alte Kreisgerichtsrat Hatschier trinkt . . . hahaha . . .“

Während der Alte in den Weinkeller hinunterstieg, hatten seine Gäste Zeit und Muße, sich in der sogenannten „guten Stube“ umzuschauen. Viel Prunk war da freilich nicht zu entdecken. Die ungestrichenen, blank gescheuerten Dielen bedeckten zum Teil unmodische, verblichene Teppiche. Das rote Plüschsofa, die gelbpolierten Stühle und Tische, die große, altfränkische Glaservante machte einen bescheidenen, ja sogar ärmlichen Eindruck. Und doch wärmte sich in diesem Zimmer eine gewisse trauliche Behaglichkeit und wohlhabende Sorglosigkeit. In der Glaservante funkelten schwer-silberne und starkvergoldete Leuchter, Gabeln, Messer, Löffel, Dosen, Teller und Schmucksachen.

„Sehen Sie, Herr Kreisrichter“, sagte der Referendar, indem er auf all die Gegenstände hinwies, „das sind hier stumme und doch beredte Zeugen für die alte Wahrheit: Wenn's Klager'l nix hat, hat's Prahler'l erst recht nix.“

„In der Tat, ein Original, dieser Rölling!“ bestätigte der Richter.

„O, Sie werden ihn noch von ganz anderen Seiten kennen lernen.“

Ein Viertelstündchen später saß der Gutsbesitzer mit seinen beiden Gästen am „Sofatische“ und trank ihnen kräftig zu.

„Nicht wahr, meine Herrn, ein prächtiger Wein?“ schmunzelte er mit listig zugekniffenen Augen. „Aber Sie werden auch einen Happen zum Futtern bekommen . . . Schinken, Hühnchen, Eier und was man so auf dem Lande hat. Mein Oberschaf wird bald auftragen.“

„Ihr Oberschaf?“ fragte der Kreisrichter verwundert.

„Hahahaha . . . na freilich! Das verstehen Sie wieder nicht. Ich will's Ihnen erklären. Aber trinken Sie vorher! Prost! Einen Ganzen. — Ja, sehen Sie! Bei mir herrschen noch altpatriarchalische Zustände und wir befinden uns alle dabei sehr wohl. Ich nenne nämlich meine sämtlichen Dienstleute Schafe und den Hannes, der kutschiert, mich bedient und jeden Sonnaabend rasiert, das Oberschaf. Na, und dabei muß ich Ihnen noch ein Geständnis ablegen. — Übrigens kennt die Sache hier Jedermann. Meine gute Alte gehörte früher auch zu den Schafen. Sie war sehr hübsch

und machte mir Bedienung. Sie wissen ja, wie das dann so kommt . . . dann haben wir uns geheiratet . . . Hahahaha! Ich lebe sehr glücklich mit ihr, — sehr glücklich. Aber sie geniert sich noch immer, wenn mich Gäste besuchen. Warum soll ich sie quälen, wenn sie sich geniert? Deshalb muß mein Oberschaf aufwarten. Nun wissen Sie's! Hahahaha! Freilich sind's gemüthliche Leute, die nicht gleich ein Hallo machen, wenn mein Annerle mal im Deutschen einen Druckfehler macht, so kommt sie auch rein. Ich hatte sie ja in ein Pensionat gesteckt und ausbilden lassen; aber alles läßt sich nun einmal nicht mehr nachholen. Die Hauptsache bleibt indessen, daß sie ein goldenes Herz hat. Ein braves Herz ist mehr wert, als ein bischen richtiges Geplapper und ein paar französische Brocken. Hahaha!"

"Dann bitt' ich aber recht sehr um die Ehre, mich Ihrer verehrten Gattin vorzustellen", sagte Zeller, der sich aufrichtig für diese seltsamen Menschen zu interessieren anfang, und freudiges Gefallen an dem biederem Alten fand. "Glauben Sie mir, Herr Oberamtmann, auch ich sehe mehr auf den inneren Kern, als die äußere Schale."

"Na, dann gut! 's wird gemacht! Annerle muß sich aber erst schön machen. Denn in einem ländlichen Haushalt kann man nicht in seidenen Schleppen herumwirtschaften."

"Und wo sind Ihre Kinder, wenn ich fragen darf?"

"Die? Na, ja! Das sind große Tiere! Da reichen meine Schafe nicht hin. Eine Tochter ist an den Landrat Schmoller und die andere an den Rittergutsbesitzer und, hahahaha, Herrn Reserverittmeister Wenzel verheiratet. Aber wissen Sie . . . Ich stimme mit den Herren Schwiegersöhnen nicht so ganz. Sie sind mir zu habgierig! — Ja . . . ja . . . Spitzbuben sind sie, richtige Spitzbuben, alle Beidel! Spitzbuben und meine Gutsnachbarn — faule Nachbarschaft . . . Wird mir Holz aus dem Walde gestohlen, so weiß ich sicher, ich find's beim Schmoller. Wird mir Getreide vom Felde stibitz, so müßte ich's beim Herrn Rittmeister suchen. Aber Spitzbuben sind und bleiben sie, alle Beidel!"

Rölling hatte sich ganz in die Wut hineingeredet. Dabei goß er ein Glas Ungarwein nach dem anderen hinunter, sein Gesicht leuchtete rot, wie eine glühende Ofenplatte oder ein gekochter Krebs.

Die beiden Juristen konnten sich des Lachens kaum erwehren; aber sie beherrschten sich, um den Alten nicht noch mehr in den Harnisch zu bringen.

"Ach, was?" pustete er schließlich heraus. "Wozu mich ärgern? Das Oberschaf soll lieber das Essen auftragen und ich hol' mein Annerle."

Aber trinken müssen Sie, meine Herrn, trinken! Denn vom alten Rölling ist noch kein Gast nüchtern nach Haus gefahren!"

Schwerfällig erhob er sich vom Stuhle und schwannte hinaus. Der schnell genossene Wein war ihm zu Kopfe gestiegen.

"Ein prächtiger, nährlicher Kauz!" lachte Zeller. "Ich bin Ihnen wirklich dankbar, Kollege, daß Sie mich hierher gebracht haben. Schablonenmenschen kennt man genug. Solche Originale muß man sich suchen."

"Er ist nicht das einzige in Oberschlesien", entgegnete der Referendar. "Freilich sterben sie immer mehr und mehr aus. Die moderne Kultur bläst sie fort, wie der Sturm die Blätter."

"Schadel!" —

Nach wenigen Minuten betrat Hannes das Gemach, ein dumm-dreister Bursche, mit glattrasiertem Gesicht und unterwürfigem Wesen. Er küßte den beiden Gästen nicht nur die Hände, sondern auch noch die Zipfel ihrer Röcke. Dann servierte er mit Anstelligkeit den Tisch.

"Gnädiges Herrschaften kommen sich gleich", sagte er beim Hinausgehen, "oder sind sich schon da."

"Ja, wir sind schon da", bekräftigte Rölling, "hier meine Alte, mein Annerle . . . hahaha . . . und das ist der neue Herr Amtsrichter!"

Frau Annerle setzte keineswegs verschämte oder schüchterne Miene auf, wie es sich Zeller nach der Schilderung des Gatten vorgestellt hatte. Frau Annerle war im Gegenteil eine resolute Hausfrau, die sich im Laufe der Zeit durch den Einfluß ihrer feingebildeten Töchter und den Verkehr mit ihren Schwiegersöhnen ein gewisses Selbstbewußtsein angeeignet hatte. Freilich verwechselte sie recht oft den Genitiv mit dem Accusativ und den Accusativ mit dem Dativ; indessen wurde ihr Zünglein nicht müde, mit hartem, oberschlesischen Accent die Unterhaltung selbst dann noch lebhaft fortzusetzen, als ihr Herr und Gebieter, vom Weine besiegt, auf dem roten Plüschsofa sanft eingeschlafen war.

"Nein! Meine Herrn", eiferte sie, "heut dürfen Sie mich nicht mehr wegfahren. Ich hab bereits im Giebelzimmer für Ihnen zurecht gemacht. Bitte Ihnen schön, kommen Sie nur mit. Sie werden gut schlafen."

"Wissen Sie, Kollege", lachte Zeller, als er sich in dem weichen Gastbette behaglich streckte, "diese Röllings sind ja einfache Leute, aber kerngesunde Naturen! Es steckt in ihnen ein gut Stück reine Landluft, ein wunderbarer Duft, der aus der braunen Erdscholle strömt."

\*

\*

\*

Fünf Jahre später.

"Mit das gnädige Herr is nischd mehr nichts los", sagte Hannes, der Kutscher zu Goriwoda, dem Scheuerwärter. "Das Herr sauft sich nicht



mehr, flucht sich nicht mehr und schimpft uns nicht mehr Schafe. Herr is futsch, seitdem gnädiges Frau tot is . . . sein Annerle! Schade, is ferr schade!"

"Und muß sich Herr verflucht ärgern mit Schwiegersöhne", entgegnete Goriwoda. „Möchten sie sich am liebsten schunt jeze sein Geld und sein scheenes Gut. Recht macht gnädiges Herr, daß es nich gibt. Sollen sie warten, pierunnie!) bis es tot is."

Und die Knechte hatten Recht. Mit dem alten Rölling war nichts mehr los, seitdem die Leichenträger sein Annerle in den eichenen Sarg gelegt und auf den stillen Dorffriedhof hinausgeschafft hatten. Zwei und vierzig Jahre lang war Annerle in Lust und Leid seine treue Genossin gewesen; zwei und vierzig Jahre hindurch hatte es rechtschaffen alle häuslichen Sorgen mit ihm geteilt. Nun stand er allein und verlassen da in der Welt. Denn Klara und Vally, seine beiden Töchter, hatten ja ihre Männer und Gesellschaften und verstanden ihn nicht . . . ihn, den Alten aus einer alten, unmodernen Zeit! Niemand redete ihm jetzt zu und beschwichtigte ihn, wenn er sich in der Wirtschaft herumgeärgert und rot geschrien hatte . . . Niemand half ihm auch jetzt ins Bett hinein, wenn er zuviel Ungarwein getrunken hatte. Drum ließ er das Trinken nach und nach ganz sein. Aber das bekam ihm nicht gut. Er lachte fast gar nicht mehr; er fing an abzumagern und schlich schwermütig all' Abend' nach dem Friedhof, zum Grabe seines Annerle.

Auf dem weißen Grabsteine stand nichts, als die kurze Inschrift: „Hier ruht in Gott mein gutes Annerle. Auf Wiedersehen!"

Neben dem Grabhügel hatte er sich eine Bank herrichten lassen. Stundenlang saß er regungslos auf ihr und brütete vor sich hin.

Ein Kottkehlchen aber sang in den Zweigen der Trauerweide: „Es ist so still, seid sie gestorben ist . . . so furchtbar still! . . . Ob Du hier sitzt, oder in Deinem einsamen Zimmer hin- und hergehst, es bleibt still . . . furchtbar still . . . entseßlich still! Hier seufzt die Sehnsucht und an der Schwelle Deines Hauses erwartet Dich die Sehnsucht . . . Es ist so still — — tiri — ti!"

„Hol's der Teufel", brummte der alte Rölling eines Abends, als er wieder vom Friedhof heimkehrte. „Ich hab's satt! Es fröstelt mich! Das Gescheidteste ist, ich sterbe. Morgen schick ich das Oberschaf nach dem Kreisrichter Zeller. Ich mache mein Testament."

Am nächsten Tage traf auch wirklich der Richter mit dem Protokollführer ein.

1) Oberschleßisches Fluchwort: „Donnerwetter".

„Was machen Sie denn für Geschichten, Herr Rölling?“ fragte er teilnahmsvoll. „Heraus aus dem Bett! Sie werden doch nicht etwa? Was ist denn los?“

„Gar nichts, Herr Kreisrichter; sterben will ich!“

„Dummheiten! Haben Sie denn nach dem Arzt geschickt?“

„Sollte mir fehlen! Mein Lebtag hab ich keinen Arzt gebraucht, solange ich gesund gewesen bin, und jetzt soll ich ihn holen lassen? jetzt, wo ich abschiebe? Ne, das machen wir nicht. Aber mein Testament will ich zu Protokoll erklären.“

„Wenn Sie's verlangen, muß ich's ja tun. Aber so schlimm steht's doch noch sicher nicht.“

„Ich weiß es besser, Herr Kreisrichter, Matthäi am letzten.“

Richter und Protokollführer setzten sich an den Tisch.

„Darf ich also Ihre Willensmeinung erforschen, Herr Rölling? Wen ernennen Sie zu Ihren Erben?“

„Die beiden Spitzbuben sicherlich nicht“, grollte der Testator. „Die haben mich schon bei Lebzeiten beerbt. Ich bitte schreiben zu lassen. § 1: Zu Erben ernenne ich meine beiden Töchter Clara und Vally zu gleichen Rechten und Anteilen, obwohl sie es eigentlich nicht verdient haben. Ihren Ehegatten entziehe ich indessen das ehemännliche Nießbrauch- und Verwaltungsrecht, weil sie mich im Leben zu oft gekränkt haben. Punktum, streu' Sand drum!“

„Ach nicht doch, Herr Rölling“, besänftigte der Kreisrichter, „lassen wir die letzte Bestimmung lieber weg.“

In Röllings bleiches Antlitz schoß jähe Röte.

„Nicht ein Wort wird weggelassen“, schrie er mit noch immer sehr kräftiger Stimme, „nicht ein Wort! Aber wenn Sie meinen“, fügte er gleich wieder weich hinzu, „dann . . . dann bitte noch aufzunehmen, daß eigenhändig von mir geschriebene Nachzettel dieselbe Kraft haben, wie meine testamentarischen Bestimmungen.“

„Prächtiger Kerl!“ murmelte Zeller leis vor sich hin und diktierte dem Aktuarium schnell den Nachsatz. Wehmütig lächelnd reichte er dem Kranken das Protokoll zur Unterschrift. Mit festen Zügen unterzeichnete dieser das Schriftstück.

„Lieber Herr Kreisrichter, im Nebenzimmer steht eine Flasche zwanzigjähriger Tropowitzer. Bitte, trinken Sie . . . nicht auf meine Gesundheit, — denn das gibt's nicht mehr —, sondern auf ein fröhliches Wiedersehen mit meinem Annerle. Leider kann ich heut nicht mehr mitpicheln.“

Zeller drückte dem alten Freunde die Hand und verließ schnell das Zimmer. Seine Augen waren feucht.

„Nun muß ich Frieden machen, Frieden mit allen, damit ich auch dort in Frieden mein Aumerle wiedersehe! . . . Verzeihen und vergeben . . . ja, das ist Christentum! . . . Donnerwetter, wo steckt denn das Oberschaf, der Hannes? Hannes!“

Jornig griff der Alte nach seinem dicken, eichenen Krückstocke und schlug auf den neben seinem Bette stehenden Tisch.

„Gnädiger Herr, bin schon hier! Bitte, sich zu entschuldigen, Herrn Rittmeisters und Herrn Landrats sind sich soeben gekommen.“

„Aha! — — Hol' mir die Hundepeitsche!“

„Hundepeitsche?“ fragte Hannes ängstlich, „hab sich doch nichts gemacht! — —?“

„Hol' die Hundepeitsche, sag ich Dir, Kerl — Oberschaf.“

Zitternd brachte der Kutscher die Hundepeitsche.

„Leg' sie unter mein Kopfkissen — — So! — — 's ist gut — Nun bring mir aus dem schwarzen Schrank meine Briestafche. — — — So! 's ist gut. — — Oberschaf, Du hast mir treu gedient. Du hast nicht gehört auf die Versuchungen der neuen Zeit. — — Du bist nicht in den Industriebezirk gelaufen, um ein paar Taler mehr zu verdienen und mit gebrochenen Knochen nach Haus zu kommen. Du hast keine Zeitungen gelesen. Du hast an mir gehangen, wie ein Kind an seinem Vater. Keile hast Du genug von mir gekriegt. Jetzt sollst Du auch Deinen Lohn bekommen. Hier schenke ich Dir 500 Taler. — Warum heulst Du denn, Oberschaf? — Sei nicht so dumm! Sterben müssen wir doch alle einmal. Und diese 500 Taler verteilst Du christlich unter die anderen Schafe — verstehst Du? Keinem mehr und keinem weniger. — Mit Euch bin ich also fertig. Nun gib' mir Feder und Papier! — — So, leg' hin! . . . Es geht schwer — aber ich muß noch . . .“

Dann schrieb er:

„Meine Schwiegersöhne sollen doch das Vießbrauchs- und Verwaltungsrecht haben. Fritz Rölling.“

„Hier, Oberschaf, nimm den Zettel. Unter meinem Kissen liegt die Hundepeitsche; in der Hand hast Du meinen Zettel. Jetzt sag' ehrlich — freuen sich die da draußen auf meinen Tod, oder tut's ihnen leid? Wenn sie sich freuen, so laß sie 'rein und ich jag' sie mit der Hundepeitsche 'raus. — Du mußt mir helfen, Oberschaf; denn ich bin schon ziemlich schwach. Tut's ihnen leid, so laß sie auch 'rein, aber gib ihnen den Zettel. Sag' mir die Wahrheit, Oberschaf, denn ich sterbe bald; ja, mir geht's verdammt schlecht.“

„Soll ich gleich mitsterben, gnädiges Herr, wenn ich lüge ein Wort! Jetzt jammern sich alle um das gute Vatterle. Jetzt is aber zu spät.“



„Noch nicht zu spät. Häng' die Hundepeitsche wieder an den Nagel  
und laß sie alle 'rein, Oberschaf.“

Verziehen . . . Vergeben . . .

Oben erwartete ihn Annerle.

---

## Umschau.

### Oberschlesien im April 1904.

Von  
B. B.

Aprilwetter, Überschwemmung. Hilfe für die Überschwemmten. Sturm. Brände. — frühlingsdelikatessen. — Börse, Handel und die politische Lage. — Eisenindustrie. Gründung einer Eisenhandelsgesellschaft. Allgemeine obereschlesische Interessengemeinschaft. Erweiterung von Betriebseinrichtungen. Oberschlesische Eisenindustrie-Aktiengesellschaft in Gleiwitz. Oberschlesische Kokswerke und Chemische Fabriken-Aktiengesellschaft. — Kohlenmarkt. Schlesiengrube. Neues Steinkohlenbergwerk in Knurow. Ottoschacht. Castellengogrube. Oheimgrube. Königin Luisegrube. Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb. Donnersmardhütte. — Hand Schuhmacherschule in Ziegenhals. — Der Gewerbeverein Neisse besichtigt in Ziegenhals die Holzschleiferei und Papierfabrik Gloger & Methner und die Sulfit-Cellulosefabrik. — Handel und Gewerbe. Handwerker Ausstellung in Falkenberg. — Oberschlesische Schmalspurbahn. Eisenbahnstrecke Leobschütz — Deutsch-Rasselwitz. Kleinbahn-Aktiengesellschaft Beuthen O. S. — Schiffsverkehr auf der Oder. — Feldbestellung. Landwirtschaftliche Vereine. — Sängerbund in Beuthen. Singakademie in Ratibor. — Baukunst. Kirchbauten. — Auskunftsstelle Oppeln für obereschlesische Volksunterhaltung. — Deutscher Ostmarkenverein. Deutscher Flottenverein. Kunst- und Altertumsverein Neisse. — Schulwesen. Ausstellung im Schulmuseum Gleiwitz. — Kommunales. Oberschlesische Wasserversorgung. — Besichtigungsreisen des Ober-Präsidenten Grafen Jędliż-Grützschler. Ehrung des früheren Ober-Präsidenten. —

Aus der Gesellschaft. Ernennungen, Versetzungen,  
Auszeichnungen.

**D**er April pflegt mit seinem launischen Wetter ein unfreundliches Gesicht zu zeigen. Der vorangegangene Vorfrühling hatte uns fast dauernd schönes Wetter beschert, so daß man auf erträgliches Wetter im April nicht rechnen durfte. Wenn nun auch der diesjährige April sich durch besseres Wetter, als man es

sonst gerade in diesem Monat gewohnt ist, auszeichnete, so ist doch auch diesmal die altberühmte Bezeichnung „Aprilwetter“ wiederum zu Ehren gelangt; denn es fehlte nicht an Tagen, an denen Regenschauer oder Schneegestöber und Sonnenschein in raschem, regellosem Wechsel folgten und somit jenen bekannten, charaktervollen Wettertypus herstellten, der dem April besonders eigentümlich ist. Haftet doch dieser Wettertypus dem April in so hohem Maße an, daß man den populär gewordenen Begriff „Aprilwetter“ schaffen konnte und sogar im übertragenen Sinne bei Menschen eine rasch wechselnde, von einem Extrem ins andere springende Stimmung mit den Launen des April vergleicht. Trotz alledem bietet die Natur schon im April ein besonders anziehendes Bild; die zarten Farben des jungen Grün, die Lärchen-, Birken- und Buchenbäume heben sich von den im Hintergrunde aufsteigenden mächtigen Tannen, Fichten und Kiefern ab, an denen unser liebes Oberschlesien so reich ist. Leider hat ein mehrere Tage anhaltendes Regenwetter die Ausuferung mehrerer Wasserläufe in Oberschlesien zur Folge gehabt, wodurch verhältnismäßig bedeutender Schaden entstanden ist. So hat das Hochwasser der Biele nicht nur die dort im besten Gange befindlichen Regulierungsarbeiten gestört, sondern verschiedene schon fertig gestellte Anlagen vernichtet und viele Arbeitsgeräte der Berliner Tiefbaugenossenschaft, welche die Regulierungsarbeiten ausführt, fortgeschwemmt. In Dt.-Wette wurde die linke Dorfstraße teilweise aufgerissen, weil der Schutzdamm noch nicht vollendet war. Auch die Hogenplotz trat aus ihren Ufern, und das bereits üppiggrüne Hogenplotztal bot wieder das traurige Bild einer Überschwemmung. Die von solchen Katastrophen betroffenen Grundstücksbesitzer wurden natürlich empfindlich geschädigt, denn die Wiesen wurden verschlammmt, und die Frühjahrssaaten haben ebenfalls gelitten. Durch die fürchterlichen Überschwemmungen im Juli vorigen Jahres sind außergewöhnlich umfangreiche Schäden an Deichen, Brücken, Straßen, Feldfrüchten und Gebäuden verursacht worden. Schon im vorigen Jahre begann unmittelbar nach der Hochwasserkatastrophe eine Hilfsaktion für die Überschwemmten; von allen Seiten flossen reichlich Liebesgaben, so daß die Betroffenen vor der allerbittersten Not bewahrt werden konnten. Auch der Staat griff schon damals mit Unterstützungen wirksam ein und setzte in diesem Frühjahr die Hilfe in höchst aner kennenswerter Weise fort. Zur Wiederherstellung der beschädigten oder völlig zerstörten Deiche, Brücken und Gebäude sind allen in Betracht kommenden Kreisen bedeutende Beihilfen aus Staatsmitteln und anderen Fonds gewährt worden, ebenso zur Unterstützung der betroffenen Landwirte, denen außerdem noch zinslose Darlehen mit bequemer Abzahlung oder Zinsenstundungen, Zinsenerlasse u. s. w. bewilligt wurden; auch



Naturalien, besonders Kartoffeln wurden verteilt. Noch viele Jahre werden die nachtheiligen Wirkungen der vorjährigen Hochwasserschäden fühlbar sein. Möge unser liebes Oberschlesien in Zukunft vor ähnlichen Katastrophen verschont bleiben! — Am 17. und 18. April herrschte ein außerordentlich heftiger Sturm, der sich hier und dort orkanartig gestaltete und nicht unbedeutenden Schaden an Gebäuden, Telegraphen- und Telephonleitungen sowie in Wäldern anrichtete. Auch Brände entstanden infolge des rasenden Sturmes, der aus den Schornsteinen Funken auf die Dächer schleuderte und diese entzündete. Auf solche Weise wurden in Blottnitz Kreis Groß-Strehlitz 10 Wirtschaften eingeäschert. Der zuständige Amtsvorsteher Beck geriet bei dieser Feuersbrunst in Lebensgefahr, indem seine Kleider in Brand gerieten. Auf der Brandstelle erschienen auch Graf Posadowsky-Wehner auf Groß-Pluschnitz und Landrat von Alten. Wohl hatten die Betroffenen die Gebäude gegen Brandschaden versichert, nicht aber das Inventar. So haben denn die Unglücklichen ihr Hab und Gut, die sämtlichen Futter- und Wirtschaftsgeräte verloren und sind in empfindliche Noth geraten. Nur Mildthätigkeit kann hier helfen. — Ebenso wurden am 18. April als eine Folge des Sturmes in verschiedenen Gegenden Oberschlesiens Waldungen durch Feuer vernichtet, so im Forst Igoin des Fürsten von Pleß etwa 30 Morgen, im Bärenhofer Walde des Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck ein bedeutender Komplex und in dem Graf Tiele-Winkler'schen Forst in der Nähe der Susannagrube, wo allein mehr als 100 Morgen Kiefernwald eingeäschert wurden.

Der April hat verschiedene Frühlingsdelikatessen mitgebracht, zu denen in erster Linie die Kiebitzeier gehören, denen bald die Mövenerier folgten. Der Handel mit Kiebitzeiern war in diesem Jahre besonders lebhaft. Mehrfach wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß durch das Sammeln der Kiebitzeier die Zahl der Kiebitze mehr und mehr abnehme, aber es ist festgestellt worden, daß im allgemeinen die Zahl der Eier von Jahr zu Jahr zunimmt. Übrigens sind die Kiebitzeier eine ziemlich teure Delikatesse, besonders die ersten Eier; es kommt vor, daß in den Großstädten anfangs ein Ei mit 2—3 Mark bezahlt werden muß; nach und nach sinkt der Preis mit dem stärker werdenden Angebot, so daß ein Kiebitzei für 25 Pfg. und noch weniger zu haben ist. Meist werden die Kiebitzeier nur in Salzwasser gekocht und zu Butterbrot gegessen; wer sich damit etwas Besonderes leisten will, läßt sich Kiebitzrührei mit Morcheln vorsetzen. Es empfiehlt sich, die Eier der Kiebitze auf ihre Frische zu prüfen, was am besten dadurch geschieht, daß man sie in Wasser legt; sinken sie zu Boden, so sind sie frisch; schwimmen sie aber, dann lasse man sie überhaupt schwimmen,

ihr Genuß ist dann sehr zweifelhaft. Als interessante Neuheit auf dem Gemüßemarkt zeigten sich Spargel, Radieschen und Blattsalat.

Börse und Handel zeigten im Anfang des Monats eine gewisse Geschäftsverödung wegen der Osterfeiertage, die noch dazu mit den israelitischen Festtagen fast zusammenfielen. Die türkisch-mazedonische Frage und die ostasiatischen Kriegsergebnisse trugen nicht dazu bei, die Kauflust anzuregen. Doch waren die Geldmarktverhältnisse im allgemeinen günstig; die Preisbewegung war nach oben gerichtet und nahm nach den Feiertagen ungehindert Fortgang. Die politischen Bedenken übten auf Börse und Handel keine merkliche Wirkung aus; denn die Börse wendete ihre Aufmerksamkeit in der Hauptsache ihren inneren Verhältnissen zu und wurde dabei durch den flüssigen Geldstand, der die Hausspekulation unterstützt, beeinflusst, ebenso durch die Meldungen über die günstige Lage der ober-schlesischen Industrie bezüglich der nach oben gerichteten Preispolitik in der Eisenindustrie. Zwar hatten die leitenden Bankpapiere fast durchweg einige Preisbesserungen zu verzeichnen, aber im ganzen und großen lagen sie doch ruhig. Überhaupt zeigten unsere einheimischen Spekulationspapiere eine ausgesprochen feste Grundstimmung. Durch das bedeutsame Abkommen zwischen Frankreich und England wurde das Vertrauen unserer Geschäfts- und Finanzkreise in die Gesamtlage noch erhöht. Die Schiffskatastrophe von Port Arthur und ihre möglichen folgewirkungen auf den Fortgang des Krieges wurden von der Börse nicht sonderlich in Anschlag gebracht. In den meisten Fällen zeigte sie eine abwartende Haltung; daher waren die Preisveränderungen durchweg geringfügig. Die Verschleppung der Börsengesetzreform wurde zwar viel erörtert, aber sie war ohne Einfluß auf die Preisbildungen; auch die Abänderungsbestrebungen zum Börsengesetz haben keinen Einfluß auf die Kursgestaltung gehabt. Allerdings riefen in den letzten Tagen des Monats die Börsengesetzdebatten bei den Reichstagsverhandlungen einen ungünstigen Eindruck in den Börsenkreisen hervor, so daß die Haltung im Geschäft ein wenig unsicher wurde und nach unten gerichtet war. Der förmlich über Nacht aufgebrochene große Streik auf den ungarischen Staatsbahnen hatte nur ein merkliches Angebot in österreichisch-ungarischen Werten zur Folge. Im allgemeinen war aber während des ganzen Monats die Haltung der Börse fest und nach oben gerichtet.

Die ober-schlesische Eisenindustrie befand sich während des ganzen Monats in günstiger Lage. Gleich der erste Tag des Monats brachte eine Erhöhung der Preise für ober-schlesisches Eisen — Feineisen für Werkbezug — um 7,50 Mark für die Tonne. Die Beschäftigung der ober-schlesischen Eisenhüttenwerke nahm ganz bedeutend zu, da der effektive

Bedarf sich mehrte. Die Eisenwalzwerke waren auf allen Stationen gut besetzt, vielfach konnten sie dem Drängen der Verbraucher nicht gerecht werden. Die Preise für die Rohprodukte stiegen sehr merklich; Alteisen notierte 60—64 Mark für Brodeneisen. Um weitere Aufbesserungen zu erreichen, schlossen sich die Händler eng zusammen. Roheisen stieg ebenfalls und wurde unter 57 Mark nicht abgegeben. Nach längeren Verhandlungen kam es zwischen den Werken und Alteisenhändlern Oberschlesiens zu einer Verständigung. Nunmehr besorgen die Werke den Einkauf gemeinschaftlich mit den Händlern. Zur praktischen Durchführung der Verständigung wurde eine Eisenhandelsgesellschaft m. b. H. unter Führung der Firma Schweitzer & Oppler mit einem Kapital von 1 Million Mark gegründet; außerdem beteiligen sich acht andere größere Schrottfirmen. Geschäftsführer dieser Gesellschaft ist Landsberger, ein Mitinhaber der eben genannten Firma; als zweiter Geschäftsführer ist der Prokurist Birawer von den Huldshinsky'schen Werken gewählt worden. Dem Aufsichtsrat dieser neuen Gesellschaft gehören folgende Herren an: Generaldirektor Marx als Vorsitzender, Eugen Oppler als stellvertretender Vorsitzender, ferner Direktor Oswald, Prokurist Kapal, Liebes in Berlin und K. Boß in Breslau. — Zwischen der Vereinigten KönigsLaura-Hütte, der Oberschlesischen Eisenbahnbedarfs-Aktiengesellschaft und der Kattowitzer Aktiengesellschaft ist eine Verständigung über eine Teilung des Arbeitsprogramms erfolgt; der Zweck dieser Verständigung ist, eine rationellere Arbeitsweise zu erzielen und Selbstkosten zu ersparen; personale Veränderungen sind damit nicht eingetreten. Der Gedanke einer allgemeinen ober-schlesischen Interessengemeinschaft ist der völligen Verwirklichung nahe. Wünschenswert erscheint den interessierten Kreisen eine Anlehnung zwischen der Donnersmarchhütte und Huldshinsky. Die höheren Preise übten auf den Eingang neuer Bestellungen keinen Einfluß aus. Auf langfristige Liefertermine ließen sich die Werke nicht ein, vielmehr müssen die geschlossenen Quanten bald abgenommen werden. Die Eingangsaufträge verteilten sich gleichmäßig stark aus dem Inlande und dem Auslande. Die Donauländer haben fortgesetzt großen Bedarf; in einigen Artikeln bezieht auch Rußland besser. Die Trägerwalzwerke arbeiten alle recht flott, sie können kaum den täglich höher werdenden Bedarf für die Bauaison decken. In der Elektrizitätsindustrie, den Maschinenfabriken, Blechschweißereien und Eisenkonstruktionsanlagen haben sich die Aufträge verdoppelt; aber wegen der Konkurrenz der Werke unter einander wird eine entsprechende Besserung der Erlöse nicht erzielt. Die Rohrwalzwerke befinden sich in einer günstigen Lage; die Blechwalzwerke folgen der Aufwärtsbewegung etwas langsam. Das zweite Quartal begann also mit den besten



Aussichten für eine sehr günstige Ausgestaltung der Lage des oberschlesischen Eisenmarktes. Vielfach waren die Arbeitsaufträge so schnell und dringend, daß die vorhandenen Betriebseinrichtungen nicht ausreichten und Neuanschaffungen nötig werden. Die Donnersmarckhütte hat einen neuen Hochofen angeblasen, die Hubertushütte der Kattowitzer Aktiengesellschaft hat einen dritten Ofen in Betrieb gesetzt. Auch in Zukunft werden neue Öfen in Betrieb gebracht werden. Das Anblasen neuer Öfen ist etwa nicht leicht durchführbar, weil es meist an den Vorbedingungen, Koks, Dampf oder sonstigen Einrichtungen fehlt. Die flottere Tätigkeit der Stahl- und Walzwerke bringt auch den Eisengießereien viel Arbeit; die Stahlfaçongießereien sind bei guten Preisen auskömmlich mit Ordres versehen, die Lage der Rohrwalzwerke ist zufriedenstellend. Die Oberschlesische Koks- und Chemische Fabriken-Aktiengesellschaft zu Berlin setzte in ihrer Generalversammlung, in der 11 Aktionäre mit mehr als  $6\frac{1}{2}$  Millionen Mark Kapital vertreten waren, die sofort zahlbare Dividende auf 8 % fest. Das Geschäft dieser Gesellschaft entwickelt sich nach dem Ausspruch des Generaldirektors Liebert befriedigend. In den Aufsichtsrat wurde Geh. Kommerzienrat friß friedländer wieder- und der bisherige Zentraldirektor dieser Gesellschaft, Berne, nengewählt. Im alten Hochofenwerk der Redenhütte ruht der Betrieb schon längere Zeit; nunmehr ist mit den Aufräumarbeiten begonnen worden; zunächst werden die westlich der Hochofen gelegenen Koksöfen, die bereits 15 Jahre eingestellt sind, abgetragen. Dadurch wird ein Platz gewonnen, der für den Fall, daß das Hochofenwerk wieder in Betrieb gesetzt werden sollte, für den Bau eines Zechenhauses bestimmt ist. Die Oberschlesische Eisenindustrie-Aktiengesellschaft in Gleiwitz beleuchtet in ihrem Geschäftsbericht zunächst die Herstellung der Interessengemeinschaft mit der Bismarckhütte und geht dann ein auf die Beziehungen zu dem russischen Zweigunternehmen Hantke. Der Bruttogewinn betrug  $2\frac{1}{4}$  Millionen Mark, der Reingewinn 168 000 Mark. Auf die im Besitz der Gesellschaft befindlichen Metallfabriken Hantke in Warschau wurde im Jahre 1902 ein Betrag von  $1\frac{3}{4}$  Millionen Mark abgeschrieben.

Die Lage des oberschlesischen Kohlenbergbaues war wegen des flauen Kohlenabfazes keine günstige. Die Folgen des geringen Abfazes machten sich in vielen Bergbaubetrieben recht bemerkbar; die Kohlenbestände wuchsen derartig an, daß nicht nur Feierschichten eintraten, sondern einzelne Strecken überhaupt eingestellt werden mußten. Einzelne Gruben hatten dagegen erhöhte Bestellungen zu verzeichnen. So hat die Schlesien-grube zu Beginn des April so viel Bestellungen erhalten, daß sie täglich Übersichten verfahren ließ; insbesondere gingen Stückkohlen und Würfel

gut. Auf drei Schächten wurden fördertäglich im ganzen 40 000 Zentner gefördert. In Knurow ist ein neues Steinkohlenbergwerk im Entstehen; das günstige Gebirge, die Mächtigkeit der Flöze, die Beschaffenheit der Kohlen, das alles verspricht, daß dieses Bergwerk eins der umfangreichsten Oberschlesiens wird. Die Anlagen über Tage werden nach den neuesten technischen Erfahrungen ausgeführt. Der die Leitung übernehmende Bergwerksdirektor von Velsen hat die für ihn eigens erbaute Villa bereits bezogen. Der bei Bismarckhütte gelegene Ottoschacht der Graf Henckel von Donnersmarck'schen Hugo-Zwangsgrube wird nochmals neu abgeteuft zum Zwecke der Erweiterung und des Ausbaues in Mauerwerk. Der Schacht wird dann eine Fördermaschine mit elektrischem Antrieb erhalten, auch soll dort eine Wasserpumpe für Elektromotorenbetrieb eingebaut werden. Eine neue Schachthanlage wird auf Graf Ballestrem'schem Terrain am Vorsigwerker Bahnhofe errichtet. Eine der jüngsten Gruben in Oberschlesien ist die Castellengogrube; dieselbe ist aber jetzt schon imstande, täglich über 40 Eisenbahnwagen zu fördern. Auf der Oheimgrube der fürstlich Hohenlohehütte'schen Verwaltung wurde vom 23. zum 24. April die 300 m Tiefbausohle des Kramstaschachtes infolge Durchbruchs von Wasser durch einen starken Sicherheitsdamm unter Wasser gesetzt; dasselbe stieg bis 40 m empor; die Belegschaft konnte rechtzeitig zu Tage gebracht werden. Ein recht nachahmungswertes Verfahren zwecks Verhinderung des Eindringens von Tageswassern in die Grubenbaue hat die Verwaltung der Königin Luise-grube eingeschlagen; sie läßt die zwischen dem Beuthener Wasser und der Eisenbahnlinie Jabrze-Kuda vorhandenen Vertiefungen durch Aufschütten von Sandmassen ebnen; dadurch wird das Ansammeln von Wasser verhütet. Nach dem Geschäftsbericht der Schlesischen Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb lieferten die Erzgruben annähernd 100 000 Tonnen Zinkerze, Steinkohlen wurden über eine Million Tonnen gefördert, die Zinkhütten produzierten rund 28 000 Tonnen Rohzink, 256 Tonnen Blei, 20 000 Tonnen Schwefelsäure, 1207 Tonnen wasserfreie schwefelige Säure; die Zinkwalzwerke erzeugten 28 000 Tonnen Bleche. Der Reingewinn beträgt rund  $4\frac{1}{2}$  Millionen Mark. Die Dividende ist auf 17 Prozent festgesetzt. Ein nicht minder günstiges Bild bietet der Geschäftsbericht der Donnersmarckhütte, Oberschlesische Eisen- und Kohlenwerke-Aktiengesellschaft. Die vorteilhafte Geschäftslage gestattete die Verteilung einer Dividende von 14 Prozent bei angemessenen Abschreibungen. Die Kohlenförderung betrug über eine Million Tonnen. Bei dem Betriebe der Koksanstalt wurden gewonnen rund 119 000 Tonnen Koks, 5870 Tonnen Steinkohlenteer, 430 Tonnen Dichteer und 2045 Tonnen

Ammoniakfals. Die Bilanz weist auf 21 138 159,70 Mark in Aktiven und Passiven balanzierend; das Gewinnkonto schließt mit annähernd 4 Millionen Mark ab.

Von anderen Industriezweigen Oberschlesiens wollen wir hier nur einige wenige hervorheben, z. B. die staatliche Handschuhmacherschule in Ziegenhals, die knapp 3 Jahre besteht. Am 14. April stattete dieser Anstalt Geheimer Regierungsrat Simon vom Handelsministerium in Begleitung des Regierungsrats, Professor Kleinstübler aus Oppeln und des Kreisschulinspektors Kolbe aus Kattowitz einen Besuch ab. In dieser Schule werden jährlich gegen 50 Schülerinnen ausgebildet, aber trotzdem kann der Bedarf an Näherinnen noch lange nicht gedeckt werden. Man geht daher mit der Absicht um, in kleineren Grenzstädten Oberschlesiens noch einige Nachschulen ins Leben zu rufen. Einen Ausflug nach Ziegenhals unternahm am 28. April der Gewerbeverein Neisse unter Führung des Vorsitzenden Gewerberat Jahr; der Zweck dieses Ausfluges war, Studien über die Papierfabrikation zu machen; zunächst besichtigten die Besucher die Holzschnitzerei Gloger & Methner, dann die Papierfabrik derselben Firma; Fabrikbesitzer Gloger erklärte die Herstellung des Zeitungspapiers und ließ die einzelnen Manipulationen vorführen. Hierauf wurde die Sulfit-Cellulosefabrik besichtigt, wo Direktor Ditrich die Führung übernahm. Derselbe hatte auch eine kleine Ausstellung arrangiert. Die Schwefelfeuerung erregte großes Interesse bei den Besuchern.

Handel und Gewerbe in Oberschlesien blühten auch während des April in einem, wohl alle Interessenten ziemlich zufriedenstellenden Maße. In Falkenberg fand eine allgemeine Handwerker Ausstellung statt, zu der nicht nur die Handwerker eingeladen waren, sondern auch Freunde und Gönner des Handwerks Zutritt hatten. Der Vorsitzende der Handwerkskammer, Scholz, sprach über das Prüfungsweisen, dessen peinliche Durchführung das Puschertum beseitigen soll. Auch der Frage der Bildung einer Rohstoffgenossenschaft wurde eingehend erörtert. In Laurahütte hielt auf Veranlassung des Kommerzienrats Fikner ein Vertreter der deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin, Eberhard von Schkopp, einen Vortrag über „14 Monate im unerforschten Bafokolande“.

Die vielen Verkehrsmittel Oberschlesiens erfahren fort und fort eine Vermehrung und Verbesserung. Die oberschlesischen Schmalspurbahnen, welche bisher zum großen Teile an die Firma Pringsheim in Beuthen O.-S. verpachtet waren, gehen demnächst in die Selbstverwaltung des preussischen Staates über. Die Strecken sind insgesamt 140 Kilometer lang. Eine Betriebsinspektion besteht bereits in Beuthen, die Errichtung



einer Verkehrs- und einer Maschineninspektion steht unmittelbar bevor. Die Schmalspurbahnen vermitteln den Verkehr der Hütten und Gruben unter sich und mit den Hauptbahnstationen des oberschlesischen Industriebezirks. Der Eisenbahnverkehr zwischen Leobschütz und Deutsch-Rasselwitz wurde, nachdem die zerstörte Hohenplockbrücke wieder hergestellt ist, wieder aufgenommen. Diese Nebenbahn wird übrigens in eine Hauptbahn umgewandelt. Die Neuausführung der Strecke Bauerwitz — Reichsgrenze in der Richtung auf Troppau steht bevor. Auf dem Bahnhof Kandrzin wird zur Vermeidung von Verkehrsstörungen eine Erweiterung des Lokomotivschuppens vorgenommen. Die Kleinbahn-Aktiengesellschaft in Beuthen O.S. befindet sich immer noch in einer ungünstigen Situation. Die Einnahmen reichen nicht aus, auf das herabgesetzte Kapital von 2½ Millionen Mark eine Dividende zu bezahlen, zur Aufrechterhaltung des Zinsendienstes muß sogar noch der Garantiefonds in Anspruch genommen werden. — Der Schiffsverkehr auf der Oder oberhalb Cosel wollte immer noch nicht in regelrechten Gang kommen; Versandungen und unzulängliches Schleusen waren immer noch zu beklagen. In Cosel-Oderhafen war der Andrang der Schiffe ein sehr großer, so daß die Schiffer einige Tage warten mußten, ehe sie ihre Kohle bekamen. Durch die verankerten Fahrzeuge konnten sich neu hinzukommende nur unter Schwierigkeiten und unter Beobachtung größter Vorsicht hindurchzwingen. Allmählich wurde die Schifffahrt besser, der Verkehr vollzog sich regelmäßiger. Gegen Ende des Monats wurde die Oder wieder von Ratibor schiffbar. Ein neuer Ladedampfer nimmt die Güterbewegung zwischen Ratibor und Breslau und umgekehrt auf. Dies soll ein Eilverkehr werden, der dem Handelsstande in Ratibor Frachtvorteile bringen wird und überhaupt für die Verkehrsentwicklung in Ratibor von weittragender Bedeutung ist.

Die Landwirtschaft war bei ihrer Frühjahrsbestellung von ziemlich gutem Wetter begünstigt. Die Saaten stehen im allgemeinen schön, so daß der oberschlesische Landwirt, wenn die Witterung weiterhin günstig bleibt, einer befriedigenden Ernte entgegensehen kann. Der Landwirtschaftliche Verein Rybnik beschloß, im Juli d. J. eine Tierschau zu veranstalten, desgleichen der Landwirtschaftliche Verein Bauerwitz, der die Tierschau, mit der eine Gewerbeausstellung und ein Pferderennen verbunden sein soll, auf den 20. Juli d. J. festgesetzt hat. Im Landwirtschaftlichen Verein Ratibor hielt der Vorsitzende desselben, Major von Wrochem-Czerwenitz, einen mit großem Interesse aufgenommenen Vortrag über die Hochwasserverhältnisse im Kreise Ratibor.

Auf dem Gebiete der Musik verdienen zwei Konzerte hervorgehoben

zu werden. Am 23. April veranstaltete der Männergesangsverein „Sängerbund“ in Beuthen O.-S. unter Leitung des Nestors der oberschlesischen Liederverbände, Chorrektors Schiwy, ein Konzert, welches bewies, daß dieser Verein auf jener Höhe steht, die ihn zum führenden Verein im oberschlesischen Sängerbunde gemacht hat. Am 24. April führte die Singakademie in Ratibor unter der Direktion des Königl. Seminar- und Musiklehrers Melcher das Oratorium „Elias“ von Mendelssohn-Bartholdy auf.

Auch die Baukunst findet in Oberschlesien ihre eifrigen Förderer. Sie zeigt sich bei allen größeren Neubauten. Mehr und mehr weicht die gar zu einfache und schlichte Bauart und macht dem modernen Stile Platz. Der im romanischen Stil gehaltene Neubau einer katholischen Kirche in Michalkowitz ist im Rohbau fast vollendet. Das stattliche Bauwerk ist 58 Meter lang und 33 Meter breit einschl. des Kreuzschiffes; der Turm wird 38 Meter hoch sein. Im Laufe des Sommers wird der innere Ausbau fertig werden, so daß dieses Gotteshaus voraussichtlich im September d. J. seiner Bestimmung übergeben werden können. In Sudoll im Kreise Ratibor ist mit dem Bau einer neuen Kirche begonnen worden. In Ringwitz bei Friedland wurde der Grundstein zu der im Bau begriffenen Filialkirche feierlich gelegt; die Weihe nahm Pfarrer Wojciech aus Friedland vor.

In kultureller Hinsicht macht Oberschlesien unverkennbar Fortschritte. Die Volksunterhaltungs- und Elternabende finden erfreulicherweise eine rasche Verbreitung. Zum Zwecke einer einheitlicheren Organisation der oberschlesischen Volksunterhaltung wurde eine Auskunftsstelle in Oppeln ins Leben gerufen, welche die Aufgabe hat, alle sich auf die Unterhaltungs- und Elternabende beziehenden Materialien möglichst vollständig zu sammeln und sie den einzelnen Leitern solcher Veranstaltungen auf deren Antrag für eine bestimmte Zeit zur Verfügung zu stellen, auch sonst Auskunft und Rat zu erteilen. Recht fördernd wirken auch die anderen Vereine verschiedener Art. Im Deutschen Ostmarken-Verein, Ortsgruppe Beuthen O.-S., wurde anläßlich des Geburtstages des eisernen Kanzlers in großartiger Weise eine Bismarckfeier veranstaltet, bei welcher der Vorsitzende Landrichter Gaze das Kaiserhoch ausbrachte und Rechtsanwalt Freudenberg die Festrede hielt. Die Ortsgruppe Beuthen zählt 550 Mitglieder und ist die stärkste in ganz Schlesien. In der Generalversammlung der Ortsgruppe Rybnik des Deutschen Ostmarkenvereins wurden folgende Herren in den Vorstand gewählt: Sanitätsrat Dr. Jander als Vorsitzender, Bergwerksdirektor Brendel als Stellvertreter, Kaufmann Siegmund als Schriftführer und Hauptlehrer Salzbrunn als Kassen-

fürher, ferner Königl. Forstmeister Müller, Baumeister Wenzliß und Rektor Baron als Beisitzer. Der Deutsche Flottenverein hat in den verschiedensten Orten Oberschlesiens Vorträge mit Lichtbildern halten lassen. Da diese Veranstaltungen starken Anklang gefunden haben, so sollen in Gleiwitz, Zabrze und anderen Orten kinematographische Bilder vorgeführt werden; es sollen auch Arbeiter- und Schülervorstellungen zu bedeutend herabgesetzten Preisen stattfinden. — Eine rege Tätigkeit entfaltet der Meißner Kunst- und Altertums-Verein unter dem Vorsitz des Syndikus Hellmann. In der am 25. April stattgefundenen Generalversammlung hielt nach Erledigung des Geschäftlichen der Landgerichtsrat Dr. Dittrich einen längeren Vortrag über vorgeschichtliche Funde in Schlessien, insbesondere in der Umgebung von Meisse; erläutert wurde der höchst interessante Vortrag durch zahlreiche Urnen und andere Fundgegenstände des Museums, Zeichnungen und Abbildungen.

Der Ausbau des obereschlesischen Volksschulwesens stellt an die Interessenten hohe Anforderungen. Im Kreise Zabrze sind in den letzten drei Jahren 16 neue Schulen errichtet worden, je eine 6-klassige in Sosniza und Makoschau, je eine 8-klassige in Kunzendorf, Paulsdorf, Redendorf, Ruda, je eine 3-klassige in Gemeinde Zaborze und Gutsbezirk Zaborze, eine 12-klassige in Zaborze, eine 14-klassige in Biskupitz, eine 16-klassige in Dorotheendorf. Trotz dieser Schulbauten ist bei der fortgesetzten Zunahme der Bevölkerung dem Bedürfnis noch nicht genügt, es müssen immer noch mehrere größere Schulen gebaut werden. Und wie dem Kreise Zabrze geht es allen Kreisen im Industriebezirk; aber auch in den vorwiegend ackerbautreibenden Gegenden Oberschlesiens zeigt sich in zunehmendem Maße die Notwendigkeit zur Neuerrichtung oder Erweiterung der Schulen. Der Lehrermangel ist in einigen Kommunen nach wie vor noch recht fühlbar. Zur Behebung des Lehrermangels wurden am 15. April mehrere Präparandenkurse in Oberschlessien eröffnet, die alle gut, einige sogar sehr stark besucht sind. Zur Errichtung einer möglichst gleichmäßigen Lehrerbefoldung im obereschlesischen Industriebezirk wurde in Myslowitz eine Konferenz seitens der Oberhäupter der Städte Beuthen, Gleiwitz, Königshütte, Kattowitz, Tarnowitz und Myslowitz abgehalten. Nur eine möglichst gleichmäßige Befoldung wird in dem außerordentlich regen, aber für die Schule nachteiligen Lehrerwechsel und in der Landflucht der Lehrer eine Änderung bringen. Die Lehrer in Gleiwitz haben im Schulmuseum, das eine Privatveranstaltung der Lehrer ist, eine Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes“ eröffnet. Der Zweck dieser Ausstellung ist, durch künstlerisches Lehrmaterial, künstlerische Steinzeichnungen und moderne Jugendschriften und Lehrbücher



einen bildenden Einfluß auf die Erziehung des Volkes zur Kunst zu gewinnen, die Freude an wirklichen Kunstwerken zu erhöhen. Will man den schlechten Einfluß der minderwertigen Bilder und Literatur aller Art zurückdrängen, so müßte man anderwärts Ausstellungen à la Gleiwitz in größerer Zahl und rascherer Folge veranstalten. Solche Ausstellungen würden gute Früchte bringen. Es steht wohl zu erwarten, daß Staat und Kommunen diesen Veranstaltungen ihr besonderes Interesse und eine wirksame Förderung zuwenden wollen.

Die mannigfachen kommunalen Angelegenheiten in den größeren Ortschaften Oberschlesiens stellen an die Organe dieser Orte nicht geringe Anforderungen. Wasserversorgung, Kanalisation, Beleuchtung, Pflasterung, Bauten u. s. w., das alles sind keine leicht zu lösenden Fragen. Die Stadt Grottkau z. B. hat sich entschlossen, ihre bestehenden Entwässerungsverhältnisse durch Erweiterung des Kanalnetzes zu verbessern. Die Wasserversorgung macht manchen Gemeinden wirklich Sorge. Eins der größten und interessantesten Wasserhebwerke ist die neue staatliche Wasserversorgungsanlage auf dem Adolfschacht bei Tarnowitz. Dieselbe ist so gut wie vollendet und wird einen größeren Teil des oberschleischen Industriebezirks mit Trinkwasser versehen. Sie besteht in der Hauptsache aus einer Hochdruckpumpenanlage, die sich in einem Maschinenraum etwa 60 Meter unter Tage befindet, und aus der Zubringepumpenanlage, die ungefähr 21 Meter tiefer aufgestellt ist. Der Wasserturm ist bei Chropaczow. Alle maschinellen Einrichtungen zu dieser Anlage sind von der Maschinenbauanstalt des Königlichen Hüttenamts Gleiwitz geliefert worden. — Der Oberpräsident Graf Jedlik-Trützschler stattete Oberschlesien einigemal amtlich Besuche ab. Am 6. April besichtigte er die Hochwasserschäden und Regulierungsarbeiten in Ziegenhals und Umgegend, am 13. April traf er — wiederum in Begleitung des Regierungs-Präsidenten Holz — im oberschleischen Industriebezirk ein und besichtigte Kattowitz, Laurahütte u. s. w. Der frühere Ober-Präsident von Schlesien, Fürst von Hatzfeld, Herzog zu Trachenberg, wurde zum Ehrenbürger von Königshütte ernannt; am 27. April wurde ihm der Ehrenbürgerbrief durch Ersten Bürgermeister Stolle und Stadtverordnetenvorsteher Lobe überreicht.

Zum Schluß wollen wir noch in der Gesellschaft Oberschlesiens Umschau halten. Am Ostersonnabend starb Major a. D. Rittergutsbesitzer Graf Friedrich von Frankenberg und Ludwigsdorf im Schloß Hilbersdorf im Kreise Falkenberg im Alter von 74 Jahren. Mit dem Dahingeschiedenen ist eine der populärsten und beliebtesten Persönlichkeiten Oberschlesiens aus dem Leben gegangen. Dem Obersten Kruske,

Kommandeur des 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 63 in Oppeln ist der Abschied bewilligt worden unter Verleihung des Charakters als Generalmajor. Zu seinem Nachfolger ist Oberstleutnant Freiherr von Ramberg, bisher im Stabe des Füsilier-Regiments Nr. 73, unter Beförderung zum Oberst ernannt worden. Der Vorsitzende der Königlichen Zentralverwaltung Jabrze, Bergrat Jaeschke, ist unter Ernennung zum Oberbergrat als Mitglied des Königlichen Oberbergamtes nach Breslau versetzt worden; mit der weiteren Leitung der Zentralverwaltung ist Oberbergrat Wiggert betraut worden. Die Wahl des Amtsrichters Dr. Neugebauer in Oppeln zum Ersten Bürgermeister der Stadt Oppeln hat die landesherrliche Bestätigung erhalten. Die Einführung des Ersten Bürgermeisters Mekner-Neustadt fand durch Oberregierungsrat Jürgensen-Oppeln statt. Dem Arzt Dr. Kozioł in Beuthen O.S. ist der Charakter als Sanitätsrat verliehen worden. Die Vertretung des Regierungs- und Schulrats Wende, welcher der Nachfolger des Provinzialschulrats Montag geworden ist, ist dem bisherigen Kreisschulinspektor Mensching in Beuthen übertragen worden. Die Stelle eines Vorstehers der Königlichen Eisenbahnbau- und Betriebsinspektion in Kreuzburg O.S. ist dem Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor Wallwitz, bisher in Hannover, übertragen worden. Gewerbereferendar Tretrop ist von Berlin nach Ratibor an die Königliche Gewerbeinspektion versetzt. Die Obersteiger Giersberg und Winkler von der Hohenlohehütte wurden zu Berginspektoren ernannt. Das 50jährige Lehrerjubiläum feierte Hauptlehrer und Organist Franz Wildner in Polnisch-Krawarn in voller geistiger und körperlicher Frische; Schulrat Dr. Hüppe überreichte dem Jubilar den ihm Allerhöchst verliehenen Kronenorden 4. Klasse.

---

## Bücherbesprechungen.

---

**Das Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren.** Ein schlesischer Beitrag zur Vaterländischen Wirtschaftsgeschichte. Von Kurt Moriz-Eichborn. Breslau, Wilhelm Gottlieb Korn 1903. 371 S. XVIII. und zahlreiche Illustrationen.

In den Zeiten, als der Titel „Herr“ nicht so billig war wie heute und die schlesischen Herzöge sich zufrieden geben mußten, wenn sie in oberamtlichen Schriftstücken so angeredet wurden und auch für den Fürstbischof von Breslau die Anrede „frumber Herr“ für ausreichend gehalten wurde, nannten sich die vornehmeren Vertreter des Kaufmannstandes „Kaufherren;“ heute wo der Ausdruck „Mann“ wie die Bezeichnung „Mensch“ beinahe eine Beleidigung ist, sind die Adepten Merkurs mit dem Kaufmann und Kaufleute zufrieden. Es ist wohl tatsächlich kaum zu leugnen, daß der kaufmännische Stand die Achtung, die er am Ausgange des Mittelalters und im Anfang der Neuzeit, in der Blütezeit der hanseatischen Städte und der italienischen Kaufmannsrepubliken, in der Zeit, wo die kühnsten Schifffahrer im Dienste des Handels und für denselben neue Weltteile entdeckten, vor sich selbst und seinem eigenen Werte gehabt hat, im Laufe der Zeit bedeutend zurückgegangen ist. Mit Gemugtuung muß man es begrüßen, wenn wir in der jüngsten Zeit wieder sehen, wie der Stand der Kaufleute seine Selbstachtung wiedergewinnt und, den Drang der Geschäfte ungeachtet, mit der höheren Wertschätzung, die er sich selbst beizumessen wiederbeginnt, nicht vergißt, daß noblesse oblige und zwar auch dazu verpflichtet, daß man die Geschichte seiner Taten erforscht und durch historische Darstellungen auch fernstehenden die Möglichkeit verschafft, die Verdienste, die man sich erworben hat, kennen zu lernen.

Von diesem Standpunkte aus begrüßen wir das oben bezeichnete Werk von Kurt Moriz-Eichborn, dem Vertreter eines großes Welthauses, der sich Zeit und Mühe genommen hat, in die Geschichte seines beinahe zwei Jahrhunderte bestehenden Hauses zu vertiefen, als das erfreuliche Zeichen einer neueren Zeit. Der Verfasser will allerdings nicht, daß sein Buch lediglich als eine Art Familiengeschichte, als Zeichen der Selbstachtung, die das Haus Eichborn vor sich hat, aufgefaßt werde, er bezeichnet sein Werk als einen schlesischen Beitrag zur vaterländischen Wirtschaftsgeschichte. Tatsächlich ist auch das Buch, da der Verfasser nicht nur das Archiv des Geschäftshauses benutzt, sondern auch Studien am schlesischen Provinzialarchiv, am Archiv der Reichsbank u. s. w. verwertet, in hohem Maße das geworden, was es in seinem Untertitel verspricht. Durch eine von Rudolf von Gottschall verfaßte poetische Widmung ist das Werk der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu deren hundertjährigem Jubelfeste zugeeignet. Trotz dieser seiner Eigenschaft als doppelte Festschrift erweckt es doch das allgemeinste Interesse, da der Verfasser die Einzelgeschäfte seiner Firma immer in dem Rahmen der industriellen und besonders der kommerziellen Verhältnisse seiner Heimatstadt Breslau und der Provinz Schlesien darstellt. Mit besonderer Ausführlichkeit schildert der Verfasser die



Jahre 1806 bis 1815, die Franzosenzeit, und für diese ausführliche Behandlung einer Zeit, für welche in der bisherigen schlesischen Geschichtsschreibung eine empfindliche Lücke sich breit gemacht hat, muß man dem Verfasser besondern Dank wissen.

Der Begründer der Firma Eichborn & Co., Johann Ludwig Eichborn, ein Sohn eines auf dem Lande wohnhaften Sattlermeisters, ist etwa im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts nach Breslau gekommen, wo er am 19. November 1728 ein Speditions-, Kommissions- und Wechselgeschäft eröffnete. 1813 ging das genannte Geschäft auf den Schwiegersohn des letzten männlichen Nachkommen der Eichborn, Johann Wolfgang Moriz über, der seinem Namen den seiner Frau hinzufügend, denselben in Moriz-Eichborn verwandelte, die alte Firma aber beibehielt.

Nur im ersten Jahrzehnt seines Bestehens war das Haus Eichborn Zeuge der großartigen Handelstätigkeit, durch welche sich Breslau bis zur Einverleibung Schlesiens in Preußen auszeichnete. Nachdem durch die neue politische Konstellation Breslau seine Bedeutung als Welthandelsstadt verlor, mußte es sich mit der weniger imposanten Stellung einer Provinzialhauptstadt begnügen, für die ursprüngliche Position nur dadurch entschädigt, daß die sie umgebende Provinz industriereicher und wohlhabender wurde und so gewissermaßen durch neue Verbindungen für den Verlust der alten internationalen auffam.

Bei der Durchsicht des Buches muß es auffallen, wie unbedeutend Oberschlesien in industrieller und kommerzieller Beziehung in älterer Zeit gewesen ist. Da mit dem Aufblühen der Industrie in Oberschlesien das Haus Eichborn & Co. seine geschäftlichen Verbindungen auf Oberschlesien nicht erstreckt hat, geht dieser Teil der Provinz Schlesien in dem in jeder Beziehung sehr interessanten Buche leer aus. Z.

**Sonntag-Nachmitts.** Schläfche Humoresken, Gedichte und Skizzen von Robert Sabel. Schweidnitz. Verlag von E. Heege (Oskar Günzel). 154 S. Preis geheftet 1,50 Mark, gebunden 2,00 Mark.

Robert Sabel ist seinen Landsleuten als Humorist und Dialektdichter rühmlichst bekannt. Bei den meisten Dialektdichtungen legt sich der Rezensent — wenn er ihren inneren Gehalt und poetischen Wert beurteilen will — zumeist die Frage vor: welchen Wert würden denn die Sachen behalten, wenn man sie ins Hochdeutsche übersetzte? Bei Robert Sabels Schöpfungen ist diese Frage jedoch unzulässig. Hier sind Dialekt und Inhalt so mit einander verwachsen, daß eine Übersetzung ins Hochdeutsche ganz unangezeigt wäre. Der Dialekt ist hier nicht das aus Kaprice oder einer Mode zuliebe gewählte Gewand, das ebenfögt abgestreift und durch ein anderes ersetzt werden könnte; es haftet vielmehr seinen Dichtungen an, wie der tätowierte Schmuck, mit dem der Wilde seinen Körper bedeckt. Es ist dies ein großer Vorzug und ein Beweis von wahrer Volkstümlichkeit der Sabelschen Humoresken. Jedem echten „Schläfger“, aber auch nur einem solchen, werden sie eine aufrichtige Freude bereiten. Z.

**Summer- und Winterfoat.** Erzählungen und Gedichte in schlesischer Mundart von Marie Oberdieck. Berlin. Verlag von Eduard Trewendt. VIII und 191 Seiten.

Was oben inbezug auf Sabels „Sonntag-Nachmitts“ über Zusammenhang von Dialekt und innerer Eigenart gesagt worden ist, trifft bei den vorliegenden Dichtungen von Marie Oberdieck nicht zu. Hier ist die mundartliche Form nur aus Laune gewählt und könnte ebenfögt wegbbleiben. Es soll jedoch damit nicht gesagt werden, daß man den Unstand, daß die Verfasserin es vorgezogen hat, im Dialekt zu uns zu sprechen, unangenehm empfinde; es soll nur heißen, daß dazu ein zwingender Grund nicht vorgelegen hat. Inbezug auf den inneren Wert stehen die Dichtungen von Marie

Oberdieß hoch genug, um in jedem Falle, ob mundartlich oder hochdeutsch vorgetragen, gerne gelesen zu werden. Das kleine Bändchen enthält 14 ganz zierliche Novellen und Skizzen und neun Gedichte. Z.

**Aus deutscher Seele.** Skizzen und Gedichte. Von Richard Kranz. Liebau in Schlesien 1904. Druck und Verlag von J. Heißig. 60 Seiten.

Unter obigem etwas prätentiosen Titel bietet uns Kranz eine größere Anzahl von Gedichten und — mit Dank sei es anerkannt — nur sechs sogenannter Skizzen in Prosa. Nach dem in diesem Bändchen vorliegenden Proben zu urteilen, scheint die Prosa Herrn Kranz überhaupt nicht zu liegen. Besser geht es ihm mit der gebundenen Sprache. Seine Gedichte verraten unleugbar Talent, für welches jedoch der Dichter scheinbar die richtige Ausdrucksweise nicht zu finden weiß. Während ihn Neigung und Begabung zur Moderne ziehen, kann er sich, vermutlich infolge seines Bildungsganges, von den alten Formen nicht los machen. Daraus mag sich der amphibische Charakter seiner Gedichte erklären, die weder den modernen noch den konservativen Leser befriedigen werden. Z.

**Heimatkunde von Beuthen** (Oberschlesien), 2. Teil. Herausgegeben von dem Lehrerkollegium der städtischen katholischen Oberrealschule i. E. zu Beuthen O.-S.

Dem 7. Hest der in Entwicklung begriffenen katholischen Oberrealschule zu Beuthen O.-S. liegt der 2. Teil der Beuthener Landeskunde bei. Im Maiheft des vorigen Jahres haben wir lobend den Plan des Beuthener Lehrerkollegiums hervorgehoben, in den Programmschriften, statt wie üblich Arbeiten aus entlegenen Wissenschaftsgebieten, Beiträge zur Heimatkunde zu bringen. Dem dort Gesagten bleibt heute nichts hinzuzufügen.

In dem jetzt vorliegenden 2. Teile behandelt Lehrer Grünher in einer Fortsetzung die Tierwelt, Oberlehrer Brzezak gibt den Schluß dieses Abschnittes und eine Abhandlung über die Pflanzenwelt. Im nächsten Jahre soll der dritte Teil erscheinen, der Geologisches und die Industrie schildern wird. Die Art, in welcher die Herren Grünher und Brzezak ihrer Aufgabe sich erledigen, ist gründlich und ansprechend. Z.

**Stadt und Landkreis Beuthen O.-S.** Maßstab 1:66667. Herausgegeben von J. Kieger, Tarnowitz. Preis 15 Pf.

Die vom Rektor Kieger herausgegebene Karte hat den Zweck, in der Unterstützung der Heimatkunde, besonders zur Einführung der Schüler in das Kartenlesen zu dienen. Aus diesem Grunde ist nicht gar zu viel in die Karte aufgenommen worden, damit sich das Bild leichter dem Gedächtnis einprägt. Ob aber eine Einteilung in Quadrate nicht dennoch ratsam gewesen wäre? Der überaus billige Preis ist ein großer Vorzug der Karte. Z.

## Chronik.

---

1. April. Im Revier Trockenberg des fiskalischen Bleierzbergwerkes „Friedrich“ bei Carnowitz ist der Betrieb eingestellt worden, weil die Erzeugung nicht mehr lohnend war. Seitdem ist ein Rest von 10 Bergleuten der Belegschaft unter Aufsicht eines Oberhäuers damit beschäftigt, die Schienengleise „unter Tage“ abzubrecken. Diese Arbeiten werden voraussichtlich am Schlusse des Monats beendet sein. Die Bleierzwäsche ist auf eine Schicht eingeschränkt, und der im Waschbetriebe angestellt gewesene Steiger nach dem Kohlenrevier Bielschowitz versetzt worden. — Im Bereiche des Reviers Trockenberg ist der oftgenannte Adolfschacht gelegen, dessen unerschöpfliche Wasserquellen mittelst zweier Leitungen einen Teil des oberschlesischen Industriebezirkes mit vorzüglichem Trinkwasser versorgen. (Schles. Zeit.)
6. April. Der neugewählte Bürgermeister in Neustadt O.-S. Metzner wird durch den Regierungspräsidenten von Oppeln in sein Amt eingeführt.
13. April. Eröffnung der neuen katholischen Lehrer-Präparandenkurse in Bentzen O.-S., Königshütte, Kattowitz, Myslowitz, Carnowitz und Pleß. In Pleß ist außerdem noch eine evangelische Präparandie eröffnet worden.
25. April. In einer unter Vorsitz des stellvertretenden Stadtverordneten-Vorstehers Dr. Patzke in Königshütte abgehaltenen Sitzung der Stadtverordneten wurde der Entwurf für die Erbauung eines Gebäudes für die Reichsbanknebenstelle genehmigt und die Kosten bis zum Höchstbetrage von 70 000 Mark bewilligt.
29. April. Der landwirtschaftliche Verein Ratibor hat die Bildung einer Ein- und Verkaufsgenossenschaft beschlossen.
- 

Redaktion Dr. E. Zivier, Pleß O.-S.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.-S.





# Inseraten-Anhang der Zeitschrift „Oberschlesien“.

3. Jahrg.

Insertions-Gebühren: 50 Pfg. für die 60 mm breite Nonpareille-Zeile  
oder deren Raum. Bei Wiederholungen, entsprechender Rabatt. —  
Beilagen nach besonderem Abreinkommen.

Heft 2.

## 1a. Mineralschmieröle 1a. Putzöle 1a. consistentes Maschinenfett

eigener  
Fabrikation

empfehlte und steht mit bemusterter Offerte gern zu Diensten

Mineralölraffinerie Idaweiche

G. m. b. H.

Idaweiche O.-S.

Verlag von Gebrüder Böhme, Kattowitz.

In obigem Verlage erschien:

## Heimatluft und Jugendglück.

Gedichte  
von  
Paul Drechsler.

Preis eleg. gebd. mit Goldschnitt Mk. 2,50.

Der Verfasser, welcher in weiten Kreisen als Erforscher schlesischen Volkstums rühmlich bekannt ist, hat es verstanden, in seinen Dichtungen Töne anzuschlagen, die jedem Schlesier vertraut klingen werden und geeignet sein dürften, ihm Bilder des eigenen Jugendglückes und unserer Heimat in leuchtenden Farben vor die Augen zu führen.

## Rheinweinkelterei

(unter  
Garantie)

versendet in Fässer und  
Flaschen von 50 Pfg. an  
pro Liter und Flasche  
Mainz, Feldbergstr. 9, L. Hill.

Für den jetzt vollständig vor-  
liegenden 11. Jahrgang unserer  
Zeitschrift „Oberschlesien“ haben  
wir wiederum eine elegante

## Original- Einbanddecke

anfertigen lassen, die den Abon-  
nenten zum Preise von M. 1.25  
— einschließlich Porto M. 1.35 —  
zur Verfügung steht. Zu dem  
1. Jahrgang ist die Einbanddecke  
ebenfalls vorrätig und zu gleichem  
Preise erhältlich.

Zu beziehen durch jede Buch-  
handlung, event. direkt durch die  
Verlagsbuchhandlung von

Gebrüder Böhme  
Kattowitz O.-S.

